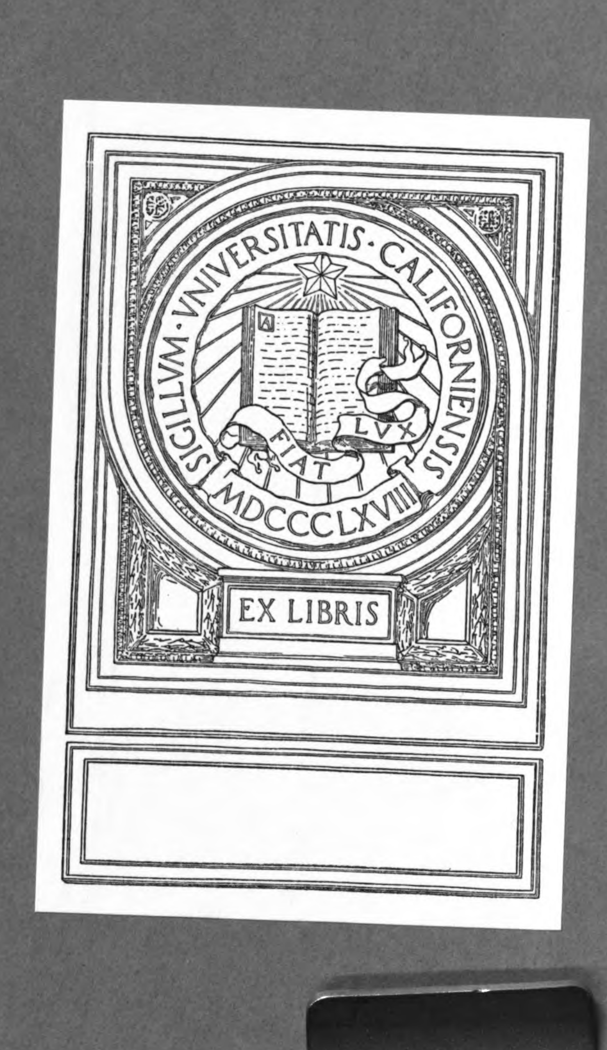
INSEL ALMANACH



AUF DAS JAHR 1930


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





INSEL ALMANACH

AUF DAS JAHR 1930

IM INSEL-VERLAG
ZU LEIPZIG

KALENDARIUM

Wenn was irgend ist geschehen,
Hört mans noch in späten Tagen:
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock ist angeschlagen.
Und so laßt von diesem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende sind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Goethe





JANUAR

1 NEUJAHR
2 DONNERSTAG
3 FREITAG
4 SONNABEND

★

5 SONNT. N. NEUJ.
6 EPIPHANIAS
7 DIENSTAG
8 MITTWOCH ☽
9 DONNERSTAG
10 FREITAG
11 SONNABEND

★

12 1. SONNT. N. EP.
13 MONTAG
14 DIENSTAG ○
15 MITTWOCH
16 DONNERSTAG
17 FREITAG
18 SONNABEND

★

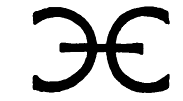
19 2. SONNT. N. EP.
20 MONTAG
21 DIENSTAG ☾
22 MITTWOCH
23 DONNERSTAG
24 FREITAG
25 SONNABEND

★

26 3. SONNT. N. EP.
27 MONTAG
28 DIENSTAG



29 MITTWOCH ●
30 DONNERSTAG
31 FREITAG





FEBRUAR

1 SONNABEND

★

2 4. SONNT. N. EP.
3 MONTAG
4 DIENSTAG
5 MITTWOCH
6 DONNERSTAG ☽
7 FREITAG
8 SONNABEND

★

9 5. SONNT. N. EP.
10 MONTAG
11 DIENSTAG
12 MITTWOCH
13 DONNERSTAG ○
14 FREITAG
15 SONNABEND

★

16 SEPTUAGESIMA
17 MONTAG
18 DIENSTAG
19 MITTWOCH
20 DONNERSTAG ☾
21 FREITAG
22 SONNABEND

★

23 SEXAGESIMA
24 MONTAG
25 DIENSTAG
26 MITTWOCH
27 DONNERSTAG
28 FREITAG ●





MÄRZ

1 SONNABEND

★

2 ESTOMIHI
3 MONTAG
4 FASTNACHT
5 ASCHERMITTW.
6 DONNERSTAG
7 FREITAG
8 SONNABEND ☽

★

9 INVOCAVIT
10 MONTAG
11 DIENSTAG
12 MITTWOCH
13 DONNERSTAG
14 FREITAG ○
15 SONNABEND

★

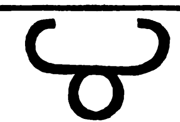
16 REMINISCERE
17 MONTAG
18 DIENSTAG
19 MITTWOCH
20 DONNERSTAG
21 FREITAG
22 SONNABEND ☾

★

23 OCULI
24 MONTAG
25 DIENSTAG
26 MITTWOCH
27 DONNERSTAG
28 FREITAG
29 SONNABEND

★

30 LAETARE ●
31 MONTAG





APRIL

1 DIENSTAG
2 MITTWOCH
3 DONNERSTAG
4 FREITAG
5 SONNABEND

★

6 JUDICA ☽
7 MONTAG
8 DIENSTAG
9 MITTWOCH
10 DONNERSTAG
11 FREITAG
12 SONNABEND

★

13 PALMARUM ○
14 MONTAG
15 DIENSTAG
16 MITTWOCH
17 GRÜNDONNERST.
18 KARFREITAG
19 SONNABEND

★

20 OSTERSONNT. ☾
21 OSTERMONTAG
22 DIENSTAG
23 MITTWOCH
24 DONNERSTAG
25 FREITAG
26 SONNABEND

★

27 QUASIMODOG.
28 MONTAG ●
29 DIENSTAG
30 MITTWOCH



MAI

1 DONNERSTAG
2 FREITAG
3 SONNABEND

★

4 MIS. DOMINI
5 MONTAG ☽
6 DIENSTAG
7 MITTWOCH
8 DONNERSTAG
9 FREITAG
10 SONNABEND

★

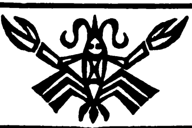
11 JUBILATE
12 MONTAG ○
13 DIENSTAG
14 MITTWOCH
15 DONNERSTAG
16 FREITAG
17 SONNABEND

★

18 KANTATE
19 MONTAG
20 DIENSTAG ☾
21 MITTWOCH
22 DONNERSTAG
23 FREITAG
24 SONNABEND

★

25 ROGATE
26 MONTAG
27 DIENSTAG
28 MITTWOCH ●
29 HIMMELFAHRT
30 FREITAG
31 SONNABEND



JUNI

1 EXAUDI
2 MONTAG
3 DIENSTAG ☽
4 MITTWOCH
5 DONNERSTAG
6 FREITAG
7 SONNABEND

★

8 PFINGSTSONNT.
9 PFINGSTMONT.
10 DIENSTAG
11 MITTWOCH ○
12 DONNERSTAG
13 FREITAG
14 SONNABEND

★

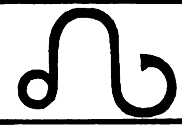
15 TRINITATIS
16 MONTAG
17 DIENSTAG
18 MITTWOCH
19 DONNERSTAG ☾
20 FREITAG
21 SONNABEND

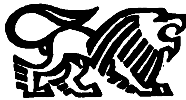
★

22 1. SONNT. N. TR.
23 MONTAG
24 DIENSTAG
25 MITTWOCH
26 DONNERSTAG ●
27 FREITAG
28 SONNABEND

★

29 2. SONNT. N. TR.
30 MONTAG





JULI

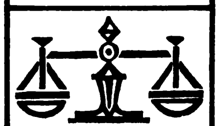
1 DIENSTAG
2 MITTWOCH
3 DONNERSTAG ☽
4 FREITAG
5 SONNABEND
★
6 3. SONNT. N. TR.
7 MONTAG
8 DIENSTAG
9 MITTWOCH
10 DONNERSTAG ○
11 FREITAG
12 SONNABEND
★
13 4. SONNT. N. TR.
14 MONTAG
15 DIENSTAG
16 MITTWOCH
17 DONNERSTAG
18 FREITAG
19 SONNABEND ☾
★
20 5. SONNT. N. TR.
21 MONTAG
22 DIENSTAG
23 MITTWOCH
24 DONNERSTAG
25 FREITAG ●
26 SONNABEND
★
27 6. SONNT. N. TR.
28 MONTAG
29 DIENSTAG
30 MITTWOCH
31 DONNERSTAG



AUGUST

1 FREITAG ☽
2 SONNABEND
★
3 7. SONNT. N. TR.
4 MONTAG
5 DIENSTAG
6 MITTWOCH
7 DONNERSTAG
8 FREITAG
9 SONNABEND ○
★
10 8. SONNT. N. TR.
11 MONTAG
12 DIENSTAG
13 MITTWOCH
14 DONNERSTAG
15 FREITAG
16 SONNABEND
★
17 9.SONNT. N.TR. ☾
18 MONTAG
19 DIENSTAG
20 MITTWOCH
21 DONNERSTAG
22 FREITAG
23 SONNABEND
★
24 10.SONNT. N.TR. ●
25 MONTAG
26 DIENSTAG
27 MITTWOCH
28 DONNERSTAG
29 FREITAG
30 SONNABEND
★
31 11.SONNT. N.TR. ☽





SEPTEMBER

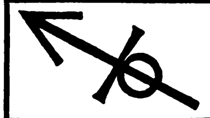
1 MONTAG
2 DIENSTAG
3 MITTWOCH
4 DONNERSTAG
5 FREITAG
6 SONNABEND
★
7 12. SONNT. N. TR.
8 MONTAG ○
9 DIENSTAG
10 MITTWOCH
11 DONNERSTAG
12 FREITAG
13 SONNABEND
★
14 13. SONNT. N. TR.
15 MONTAG ☾
16 DIENSTAG
17 MITTWOCH
18 DONNERSTAG
19 FREITAG
20 SONNABEND
★
21 14. SONNT. N. TR.
22 MONTAG ●
23 DIENSTAG
24 MITTWOCH
25 DONNERSTAG
26 FREITAG
27 SONNABEND
★
28 15. SONNT. N. TR.
29 MONTAG ☽
30 DIENSTAG





OKTOBER

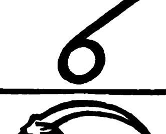
1 MITTWOCH
2 DONNERSTAG
3 FREITAG
4 SONNABEND
★
5 16. SONNT. N. TR.
6 MONTAG
7 DIENSTAG ⊕
8 MITTWOCH
9 DONNERSTAG
10 FREITAG
11 SONNABEND
★
12 17. SONNT. N. TR.
13 MONTAG
14 DIENSTAG
15 MITTWOCH ☾
16 DONNERSTAG
17 FREITAG
18 SONNABEND
★
19 18. SONNT. N. TR.
20 MONTAG
21 DIENSTAG ●
22 MITTWOCH
23 DONNERSTAG
24 FREITAG
25 SONNABEND
★
26 19. SONNT. N. TR.
27 MONTAG
28 DIENSTAG
29 MITTWOCH ☽
30 DONNERSTAG
31 FREITAG





NOVEMBER

1 SONNABEND
★
2 20. SONNT. N. TR.
3 MONTAG
4 DIENSTAG
5 MITTWOCH
6 DONNERSTAG ⊕
7 FREITAG
8 SONNABEND
★
9 21. SONNT. N. TR.
10 MONTAG
11 DIENSTAG
12 MITTWOCH
13 DONNERSTAG ☾
14 FREITAG
15 SONNABEND
★
16 22. SONNT. N. TR.
17 MONTAG
18 DIENSTAG
19 BUSSTAG
20 DONNERSTAG ●
21 FREITAG
22 SONNABEND
★
23 TOTENFEST
24 MONTAG
25 DIENSTAG
26 MITTWOCH
27 DONNERSTAG
28 FREITAG ☽
29 SONNABEND
★
30 1. ADVENT





DEZEMBER

1 MONTAG
2 DIENSTAG
3 MITTWOCH
4 DONNERSTAG
5 FREITAG
6 SONNABEND ⊕
★
7 2. ADVENT
8 MONTAG
9 DIENSTAG
10 MITTWOCH
11 DONNERSTAG
12 FREITAG ☾
13 SONNABEND
★
14 3. ADVENT
15 MONTAG
16 DIENSTAG
17 MITTWOCH
18 DONNERSTAG
19 FREITAG
20 SONNABEND ●
★
21 4. ADVENT
22 MONTAG
23 DIENSTAG
24 MITTWOCH
25 1. CHRISTTAG
26 2. CHRISTTAG
27 SONNABEND
★
28 S. N. WEIHN. ☽
29 MONTAG
30 DIENSTAG
31 SILVESTER

BRIEFE VON RAINER MARIA RILKE

An Auguste Rodin

Worpswede près Brême, le 1er août 1902

Mon maître,

Je vous ai écrit de Haseldorf, que le mois septembre je serai à Paris, pour me préparer à ce livre consacré à votre œuvre. Mais ce que je ne vous ai encore dit, c'est qu'il sera pour moi-même, pour mon travail (le travail d'écrivain ou bien de poète) un grand évènement de m'approcher de vous. Votre art est tel (je l'ai senti depuis longtemps) qu'il sait donner du pain et de l'or aux peintres, aux poètes, aux sculpteurs: à tous les artistes, qui vont leur chemin de douleur ne désirant autre chose que ce rayon d'éternité qui est le but suprême de la vie créante.

J'ai (tout jeune encore) commencé d'écrire et il y a déjà huit ou neuf livres de moi: des vers, de la prose, et quelques drames, qui, représentés à Berlin, n'ont trouvé que l'ironie de ce public qui aime l'occasion de montrer son dédain pour un homme solitaire.

C'est ma douleur, qu'il n'existe nulle traduction de mes livres, pour que je pourrais vous prier d'y jeter un seul regard; néanmoins je vous apporterai, quand je viendrai, l'un ou l'autre dans la langue originale, car j'ai le besoin de savoir quelques de mes confessions entre vos choses, dans votre possession, près de vous, — comme on met un cœur d'argent sur l'autel d'une martyre miraculeuse.

Toute ma vie s'est changée, dès que je sais, que vous êtes, mon Maître, et que le jour, où je vous verrai, est un (et peut-être le plus heureux) de mes jours.
C'est le sort le plus tragique des jeunes gens, qui devinent qu'il sera impossible pour eux de vivre sans être poète ou peintre ou sculpteur, qu'il ne trouve le vrai conseil, tout enfoncé dans un abîme de délaissement; car en cherchant un maître puissant, ils ne cherchent ni paroles, ni renseignements: ils demandent un exemple, un cœur ardent, des mains qui font de la grandeur. C'est vous qu'ils demandent.

An Clara Rilke

Paris, 11 Rue Toullier, am 5. September 1902

... Ich glaube, mir ist jetzt manches offenbar geworden neulich bei Rodin. Nach einem déjeuner, das nicht weniger unruhig und seltsam verlief wie das jüngst erwähnte, ging ich mit Rodin in den Garten, und wir setzten uns auf eine Bank, die wunderbar weit über Paris hinaussah. Es war still und schön. Die Kleine (es ist wohl doch Rodins Tochter), die Kleine war mitgegangen, ohne daß Rodin ihrer achtete. Das Kind schien es auch nicht zu erwarten. Es saß nicht weit von uns am Wege nieder und suchte langsam und traurig nach merkwürdigen Steinen im Kies. Manchmal kam sie heran, sah den Mund Rodins an, wenn er sprach, oder meinen, wenn ich gerade etwas sagte. Einmal brachte sie auch ein Veilchen. Sie legte es mit ihrer kleinen Hand schüchtern auf die Rodins und wollte es ihm irgendwie in die Hand legen, es irgendwie an dieser Hand befestigen. Aber die Hand war wie von Stein, Rodin sah nur flüchtig hin, sah darüber weg über die kleine scheue Hand, über das Veilchen, über das Kind, über diesen ganzen kleinen Augenblick der Liebe, mit Blicken, die an den Dingen hingen, welche in ihm immerfort sich zu formen schienen.

Er sprach von der Kunst, von den Händlern mit Kunst, von seiner einsamen Stellung und sagte sehr viel Schönes, das ich mehr empfand als verstand, weil er oft sehr undeutlich sprach und sehr rasch. Immer wieder kam er auf die Schönheit zurück, die überall ist für den, der sie recht versteht und will, auf die Dinge, auf das Leben dieser Dinge — de regarder une pierre, le torse d'une femme ... und immer, immer wieder auf die Arbeit. Seit die körperlichen, die wirklich schweren handwerklichen Arbeiten für etwas Niederiges gelten, — sagte er, hat die Arbeit überhaupt aufgehört. Ich weiß fünf, sechs Menschen in Paris, die wirklich arbeiten, vielleicht etwas mehr. Da auf den Schulen, was machen sie jahrelang — sie „komponieren". Dabei erfahren sie überhaupt nichts vom Wesen der Sachen. Le modelé (...) ich weiß, was es bedeutet: es ist die Art der Flächen, etwa im Gegensatz zur Kontur das, was die Konturen alle ausfüllt. Es ist das Gesetz und die Beziehung dieser Flächen. Verstehst Du, es gibt für ihn nur le modelé... an allen Dingen, an allen Körpern, er löst es von ihnen los, macht es, nachdem er es von ihnen gelernt hat, zur selbstständigen Sache, d. h. zur Plastik, zum plastischen Kunstwerk. Darum ist ein Stück Arm und Bein und Leib für ihn ein Ganzes, eine Einheit, weil er nicht an Arm, Bein, Leib mehr denkt (das schiene ihm zu stofflich, verstehst Du, zu: novellistisch sozusagen), sondern nur an ein modelé, das sich schließt, das in gewissem Sinne fertig, abgerundet ist. Ungemein aufklärend in diesem Sinne war das Folgende. Die Kleine brachte das Gehäuse einer kleinen Schnecke, das sie im Kies gefunden hatte. Die Blume hatte er nicht bemerkt. — Dieses bemerkte er sofort. Er nahm es in die Hand, lächelte, bewunderte es, prüfte es und sagte plötzlich: Voilà le modelé grec. Ich verstand es gleich. Er sagte noch: Vous savez ce n'est pas la forme de l'objet, mais: le modelé... Dann fand sich noch ein anderes Schnecken-

gehäuse, zerbrochen und zerdrückt,...: – c'est le modelé gothique-renaissance, sagte Rodin mit seinem lieben reinen Lächeln!... Und was er meinte, war etwa: Es handelt sich für mich, d.h. für den Plastiker par excellence, nicht darum, die Farben oder die Konturen zu sehen oder zu studieren, sondern das, was die Plastik ausmacht, die Oberflächen. Die Art derselben, ob sie rauh oder glatt sind, glänzend oder stumpf (nicht in der Farbe, sondern im Wesen!). Die Dinge sind da untrüglich. Diese kleine Schnecke erinnert an die größten Werke griechischer Kunst: sie hat dieselbe Einfachheit, dieselbe Glätte, denselben inneren Glanz, dieselbe heitere und festliche Art der Oberfläche... Und darin sind die Dinge untrüglich! Sie enthalten am reinsten die Gesetze! Sogar die Bruchstellen einer solchen Muschel werden wieder von derselben Art sein, werden wieder modelé grec sein. Diese Schnecke bleibt immer ein Ganzes, was ihr Modelé anbetrifft, und das kleinste Stück Schnecke ist immer noch le modelé grec... Nun merkt man erst, welcher Fortschritt seine Plastik ist. Was muß das für ihn gewesen [sein], als er das zuerst fühlte, daß überhaupt noch niemand dieses plastische Grundelement gesucht hat! Er hatte es zu finden: tausend Dinge boten es ihm dar: vor allem der nackte Körper. Er hatte es umzusetzen, d. h. zu seinem Ausdruck zu machen, sich zu gewöhnen, alles durchs Modelé zu sagen und nicht anders. Siehst Du, hier ist der zweite Punkt dieses großen Künstlerlebens. Das erste war, daß er seiner Kunst ein neues Grundelement entdeckt hatte, das zweite, daß er vom Leben nichts mehr wollte, als sich ganz und alles Seine durch dieses Element auszudrücken. Er hat geheiratet, parceque il faut avoir une femme, wie er mir sagte (in einem andern Zusammenhange, nämlich als ich von Gruppen sprach, die sich zusammentun, von Freunden), und meinte, es käme doch nur bei einsamem Streben was heraus, da sagte er es, sagte: Non, c'est vrai, il n'est pas bien

de faire des groupes, les amis s'empèchent. Il est mieux d'être seul. Peut-être avoir une femme – parcequ'il faut avoir une femme ... so etwa. – ... Er schwieg eine Weile und sagte dann, wunderbar ernst sagte er das: ..., il faut travailler, rien que travailler. Et il faut avoir patience. Man soll nicht daran denken, etwas machen zu wollen, man soll nur suchen, das eigene Ausdrucksmittel auszubauen und alles zu sagen. Man soll arbeiten und Geduld haben. Nicht rechts, nicht links schauen. Das ganze Leben in diesen Kreis hineinziehen, nichts haben außerhalb dieses Lebens. Rodin hat das so gemacht. J'y ai donné ma jeunesse, sagte er. Es ist sicher so. Man muß das andere opfern. Der unerquickliche Hausstand Tolstois, die Unbehaglichkeit in den Zimmern Rodins: das deutet alles auf dasselbe hin: daß man sich entscheiden muß, entweder das oder jenes. Entweder Glück oder Kunst. On doit trouver le bonheur dans son art ... so ungefähr sagte Rodin auch. Und das ist ja alles so klar, so klar. Die großen Menschen alle haben ihr Leben zuwachsen lassen wie einen alten Weg und haben alles in ihre Kunst getragen. Ihr Leben ist verkümmert wie ein Organ, das sie nicht mehr brauchen ...

... Rodin hat nichts gelebt, was nicht in seinem Werke ist. So wuchs es um ihn. So verlor er sich nicht, selbst in den Jahren, da Geldnot ihn zu unwürdiger Arbeit zwang, verlor er sich nicht, weil nicht Plan blieb, was er erlebte, weil er abends es gleich verwirklichte, was er bei Tage gewollt hat. So wurde immer alles wirklich. Das ist die Hauptsache, daß man nicht beim Träumen, beim Vornehmen, beim In-Stimmung-Sein bleibt, sondern immer mit Gewalt alles in Dinge umsetzt. Wie Rodin es getan hat. Warum ist er durchgedrungen? Nicht weil er Beifall gefunden hat. Seiner Freunde sind wenige, und er steht, wie er sagt, auf dem Index. Aber sein Werk war da, eine enorme, grandiose Wirklichkeit, über die man nicht weg kann. Damit hat er sich

Raum und Recht erzwungen. Man kann sich einen Mann denken, der das alles in sich gefühlt, gewollt hatte und auf bessere Zeiten gewartet hätte, um es zu machen. Wer würde seiner achten; er wäre ein alternder Narr, der nichts mehr zu hoffen hätte. Aber machen, machen heißt es. Und ist erst einmal etwas da, sind zehn, zwölf Sachen da, sind 60, 70 kleine Akte um einen, die man alle bald aus dem oder jenem Drang heraus gemacht hat, dann hat man schon ein Stück Land gewonnen, auf dem man aufrecht stehen kann. Dann verliert man sich nicht mehr. Wenn Rodin da unter seinen Dingen umher geht, da fühlt man, wie ihm von ihnen immerfort Jugend, Sicherheit und neue Arbeit zuströmt. Er kann nicht irre werden. Sein Werk steht wie ein großer Engel neben ihm und schützt ihn ... sein großes Werk! ...

An Ellen Key

Paris, 3 rue de L'Abbé de l'Epée, am 13. Februar 1903

... Sollte man vielleicht sich zu einem ruhigen Handwerk retten und nicht bange sein um das, was an Frucht tief in einem reift, hinter allem Rühren und Regen. Manchmal denke ich, es wäre ein Ausweg, weil ich immer mehr einsehe, daß für meine Art nichts schwerer ist und gefährlicher, als mit dem Schreiben Geld verdienen wollen. Ich kann mich so gar nicht zum Schreiben zwingen; und allein schon das Bewußtsein, daß zwischen meinem Schreiben und des Tages Nahrung und Notdurft eine Beziehung besteht, genügt, mir die Arbeit unmöglich zu machen. Ich muß aut das Klingen warten in der Stille, und ich weiß, wenn ich das Klingen dränge, dann kommt es erst recht nicht. (Es ist so selten gekommen in den letzten zwei Jahren.) Manchmal ist es da, dann bin ich der Herr meiner Tiefen, die sich auftun strahlend und schön und schimmernd im Dunkel; aber ich habe nicht den Zauberspruch getan, Gott tut

Japanische Topfpflanze



ihn, wenn es Zeit ist, und mir gebührt nur, geduldig zu sein und zu warten und meine Tiefen gläubig zu ertragen, die, wenn sie verschlossen sind, wie ein schwerer Stein sind viele Tage des Jahres. Aber das Leben kommt dann und will mich irgendwie benützen, mich und meinen Stein. Da werde ich immer ganz hilflos und bange und möchte ihn oft schon gerne verwenden, wie er ist, ohne an seine Tiefen zu denken. Aber auch das kann ich nicht; denn ich habe in schlechten Tagen nur tote Worte, und die sind so leichenschwer, daß ich mit ihnen nicht schreiben kann, nicht mal einen Brief. Ist das schlecht, schwach? Und doch will es Gott so bei mir...

An Lou Andreas-Salomé

Rom, Villa Strohl-Fern, am 15. Januar 1904

... Draußen, wo soviel Regen war, ist ein Frühlingsnachmittag, sind die Stunden irgendeines Frühlings, der vielleicht morgen nicht mehr sein wird, der aber jetzt ist wie von Ewigkeit her: so sehr im Gleichgewichte ist der leichte schlanke Wind, dem sich die Blätter nachbewegen, des Lorbeers glänzende Blätter und die unscheinbaren Blätterbündel in den Steineichen-Büschen, so getrost sind die kleinen rötlichen Knospen an den kaum leer gewordenen Bäumen, und so groß ist der Duft, der aufsteht aus dem lichtgraugrünen Narzissenfeld in meinem stillen Gartental, das ein alter Brückenbogen nachdenklich überspannt. Ich habe von meinem flachen Dach die schweren Reste des Regens gefegt und welke Eichenblätter zur Seite geräumt, und das hat mich warm gemacht, und nun, nach der kleinen wirklichen Arbeit, klingt mir das Blut wie in einem Baum. Und mir ist, zum allerersten Mal nach langer Zeit, ein ganz klein wenig frei und festlich zumut und so, als ob Du bei mir eintreten könntest...

... In Paris, bei Durand-Ruel, waren einmal, im Frühling des vorigen Jahres, antike Malereien ausgestellt, Wand-Bilder aus einer Villa in der Nähe von Boscoreale, die noch einmal gezeigt wurden, in ihrem trümmerhaften, unterbrochenen Zusammenhang, ehe der Zufall der Versteigerung sie ganz auseinanderriß. Es waren die ersten antiken Bilder, die ich sah, und ich habe hier keine schöneren wieder gesehen, und man sagt, daß selbst das Museum von Neapel keine besseren Malereien hat, aus jener fast ganz vergangenen Zeit, die so große Maler gehabt haben muß. Von diesen Bild-Bruchstücken war eines ganz und unverstört erhalten, obwohl es das größte und vielleicht empfindlichste war; auf diesem war eine Frau dargestellt, die ruhig sitzend mit ernstem, still getragenem Gesicht einen Mann anhörte, welcher leise und versunken sprach, zu sich und zu ihr sprach, mit jener dunklen Stimme, in welcher Schicksale, die gewesen sind, sich wie dämmernde Ufer spiegeln; dieser Mann hatte, wenn ich mich gut erinnere, die Hände auf einen Stab gelegt, zusammengelegt mit dem Stabe, an dem er lange gegangen war durch entlegene Länder; sie ruhten aus, während er sprach (wie Hunde sich schlafen legen, wenn ihr Herr zu erzählen beginnt und sie merken, daß es lange dauern wird –); aber obwohl dieser Mann schon tief in seiner Erzählung war, wohl auch noch ein großes Stück Erinnerung vor sich hatte (ebene Erinnerung, in welcher sich aber der Weg oft unversehens wandte), so wußte man doch, beim ersten Aufschaun schon, daß er der Gekommene war, der zu dieser ruhigen feierlichen Frau Gereiste, der Fremdling dieser hohen heimatvollen Frau: so sehr war noch des Kommens Art in ihm, wie es in der Strandwelle ist, immer noch, auch wenn sie sich schon flach, hellgläsern glänzend zurückzieht; die Hast war noch nicht ganz von ihm abgefallen, von der auch ein reiferer Wanderer nicht ganz frei ist, sein Gefühl war noch auf Unerwartetes und Wechseln-

des eingestellt, und das Blut ging noch in seinen Füßen, die, erregter denn die Hände, nicht schlafen konnten. So war Ruhe und Bewegung in diesem Bild nebeneinandergestellt, nicht als Kontrast, als ein Gleichnis vielmehr, als jene endliche Einheit, die sich langsam schloß wie eine Wunde, die heilte; denn auch die Bewegung war schon Ruhe, legte sich, wie der Schnee sich legt, welcher ruhig fällt, wurde Landschaft, wie er, wenn er sich über die Formen der Ferne breitet, und das Vergangene nahm nun, da es wiederkam, das Aussehen von Ewigem an und sah jenen Ereignissen gleich, welche das Leben der Frau ausmachten und verklärten.
Ich werde immer wissen, in welcher Art dieses große einfache Bild mich ergriff, welches so sehr Malerei war, weil es nur zwei Gestalten enthielt, und so bedeutend war, weil diese beiden Gestalten erfüllt waren mit sich selbst, schwer von sich selbst und zusammengefügt von einer Notwendigkeit ohnegleichen. Wie der Inhalt eingeborener Legenden in guten Bildern selbstverständlich ist, so begriff ich dieses Bildes Bedeutung im ersten Augenblick ...

Aus Rainer Maria Rilkes „Briefen aus den Jahren 1902—1906.“

*

TSUNEYOSHI TSUDZUMI / GARTENKUNST IN JAPAN

Unter dem Ausdruck „Naturgestaltung“ darf man nur die Gestaltung der landschaftlichen Natur verstehen, denn das Volk kannte bisher eigentlich den europäischen Begriff „Natur“ nicht, der in dem Gegensatz „Natur und Mensch“ oder „Natur im Menschen“ charakterisiert ist. Die Leute auf den fernen Inseln sahen nur die schöne Landschaft und ließen sich nichts davon träumen, daß sie auch mit uns Men-

schen schädlichen, furchtbaren Mächten geschwängert sein könne. Sie schrieben die Naturkatastrophen, von der schönen Landschaft ganz getrennt, irgendwelchen dämonischen Wesen zu, so daß das harmlos optimistische Volk zum Beispiel selbst die Entstehung von Erdbeben sich so vorstellte, als ob ein Riesenwels tief in der Erde schliefe, zuweilen aufwachte und zuckte.
Man kann sich wohl denken, daß die Natur, wenn sie so von den schädlichen, unerfreulichen Seiten gereinigt wäre, für den Menschen unendlich schön sein müßte. Dies ist gerade bei dem japanischen Volk der Fall; es kannte nicht die geringste Furcht vor der Natur und gab sich ihr ganz vertraut hin. Es wollte die schöne Landschaft nicht bloß lieben, sondern auch verehren, was wir in bezug auf den schönen Berg Fuji und den gewaltigen Ontake gesehen haben. Nach unserem Glauben bildet die Landschaft den Geist des Menschen nach ihrem eigenen Charakter, sei er großartig oder lieblich, erhaben oder bescheiden.
Jedermann sehnt sich heutzutage nach der schönen Landschaft, wohl am meisten die Stadtbewohner, die ohnehin von der Natur zu entfernt leben, während die Landbewohner sie oft zu schätzen wissen. Bei dem Volk hat die Liebe zur Landschaft eine uralte Geschichte: vor tausend Jahren, wo selbst die Städte ganz ländlich waren, zeigte sich schon die unverkennbare Neigung für die landschaftliche Natur. Es gab vor einigen Jahrzehnten in Japan überall noch viele Wagenzieher, die ihre Gäste zur Besichtigung der Landschaft und anderer Sehenswürdigkeiten fuhren und, was dabei sehr charakteristisch war, obwohl schweißtriefend von der schweren Arbeit, begeistert die Schönheit der Landschaft lobten und kein Ende zu finden wußten. Es entspringt auch derselben Neigung, daß alle Japaner neben ihren Wohnungen Gärten in irgendeiner Form haben wollen, obwohl ihre Wohnräume dadurch vermindert und

beengt werden. Schiffe und besonders Kriegsschiffe werden mit den Namen von schönen Landschaften belegt. Solcher Beispiele kann man unzählige anführen.
Die Sehnsucht nach der schönen Landschaft hat in dem Geist des Volkes eine ideale Landschaft sich entwickeln lassen, die, aus wirklichen Landschaften zusammengesetzt, zustande gekommen sein muß und also sehr naturgetreu ist. Nur von dieser Tatsache her kann man die Eigentümlichkeit der japanischen Gartenkunst verstehen. Wie die Liebe für die Landschaft sehr alt ist, so ist es auch diese Kunst. Es gab schon am Anfang des siebenten Jahrhunderts n. Chr. eine Gartenkunst, die selbstverständlich sehr primitiv war, aber den eigentümlichen Charakter, den sie nie verloren hat, selbst in der frühesten Zeit besaß. Wie aber konnten Künstler jener Zeit mit ihrer einfachen Technik auskommen, wenn sie eine ideale Landschaft nachbilden wollten? Der einzige Weg war der Symbolismus. Ein kleiner Erdhügel zum Beispiel bedeutet ein hohes Gebirge, ein kleiner Teich vertritt Meer oder See, ein rieselndes Wasser erinnert an einen reißenden Bach, kurz, alles dient nur dazu, in dem Betrachter ein Phantasiebild der idealen Landschaft auszulösen.
Weil die japanische Gartenkunst die Natur zum Vorbild hat und sie nachahmt, nennt man sie in Japan eine naturalistische Kunst. Als naturalistische Kunst müssen wir jedoch viel mehr die sogenannte englische Gartenkunst ansehen, die danach strebt, einen Wald oder Bach so natürlich nachzugestalten, daß man ihn leicht mit einem wirklichen verwechseln kann, obgleich sie der Ordnung und Sauberkeit halber künstliche Zugaben doch nicht scheut. Die japanische Gartenkunst verfolgt zwar auch das Ziel, eine täuschende Natürlichkeit zu erreichen, aber sie legt einen so großen Wert auf die ideale Landschaft, daß sie deshalb manchmal jede Natürlichkeit entbehren läßt und

statt dessen zum Symbolismus übergeht. Der ungeheure Fortschritt ihrer Technik in späterer Zeit konnte daran nichts ändern; je weiter die Technik kommt, um so größer wird auch der Anspruch auf die Darstellung der idealen Landschaft. Noch einen anderen Umstand, der besonders dazu beigetragen hat, darf man nicht übersehen, nämlich den, daß das Vorbild zwar die Natur, aber eine idealisierte, wie schon gesagt, eine ideale Landschaft ist, die meistens einen wilden, gebirgigen Charakter hat. Selbst die Landbewohner können also einen Garten neben ihrem Haus nicht entbehren, denn ihre Sehnsucht nach der idealen Landschaft wird durch die sie umgebende gewöhnliche Natur nicht befriedigt.

Wenn die älteste Gartenkunst auch von China eingeführt wurde, so entwickelte das Volk doch bereits in der Heian- (794–1158) oder sogar schon in der Nara-Zeit (710–794) seine eigne, deren Eigentümlichkeit darin bestand, daß der Garten mit dem Wohnhaus verschmolz und ein Ganzes ausmachte. Man wollte in dem von Mauern begrenzten Raum eine sich in diesen nicht fügende große Landschaft darstellen, also sich um den Rahmen gar nicht kümmern, so daß man alles notgedrungen wesentlich verkleinern mußte. Diese unnatürliche Kleinheit im Maßstabe und überdies die so musterhaft einfache Darstellungsweise mußte folgerichtig durch etwas stark Natürliches ergänzt werden, denn der eigentliche Zweck dieser Kunst besteht darin, daß sie eine wirkliche Landschaft vor die Gedankenaugen führt, da die ideale Landschaft, besser gesagt, eine ideal schöne Landschaft und nichts weniger als ein Stück Natur ist. Dies geschah in der Technik der Teildarstellung, die geradezu die Methode der Naturnachahmung aufgenommen hatte. Man studierte zuerst genau die Natur, z. B. wie Steinblöcke am Meeresstrand wild verstreut lagen und in welcher Weise sie mit Sandbänken abwechselten. Man suchte diejenige

Stelle an Strömen oder Bächen zu finden, an welcher diese ihre charakteristische Eigenart am besten zeigten, und sie im Garten getreu nachzuahmen. Wenn man durch den Teich einen Sumpf darstellen wollte, so formte man eine seichte Bucht mit Rohr und Kalmus und verbarg die Punkte, wo das Wasser ein- und ausfloß, so daß das Ganze wie ein stehendes Wasser aussah. Man untersuchte, was für Arten von Bäumen und Sträuchern in einem Gehölz am Berge öfters beisammen zu finden sind, und wie die Erdfläche, worauf das Gehölz steht, aussieht, bemoost oder sandig, oder wie eine dunkle Erdoberfläche, teilweise aufgerissen, das sandige Innere zeigt. So müssen denn die Künstler Streifzüge in die Landschaft machen und alles Beobachtete bei ihren künstlerischen Schöpfungen verwenden. In dem ältesten Buch der Gartenkunst findet man, daß der Künstler schon in der damaligen Zeit in der Naturnachahmung ziemlich genau war. Bei der Bildung einer Insel etwa unterschied er: Berginsel, Feldinsel, Waldinsel, Strandinsel, Insel in Wolkenform, in Nebelform, Insel mit Sandküste, Deltainsel usf. Der Wasserfall hat verschiedene Fallweisen, wofür ich mir hier erlaube, die technischen Ausdrücke des Künstlers getreu zu verdeutschen: Gegenfall, seitlicher Fall, Sprungfall, Fall in Rautenform, Tuchfall, Fadenfall, Doppelfall, Fall nach links und rechts, schiefer Fall usw.; alles dies hat der Künstler bei der genauen Naturbetrachtung als ihre Eigentümlichkeiten gesammelt. Andererseits lehren die Vorschriften rein Ästhetisches, z. B. ein Wasserfall solle gegen den Mond gerichtet werden (Beleuchtung).
Die Gartenkunst in der frühesten Zeit (bis zum dreizehnten Jahrhundert) kann man demnach so beurteilen, daß sie in der Komposition – oder als Ganzes – symbolistisch und in ihren Teilen naturalistisch war, da der Künstler bei der Ausführung der symbolistischen Komposition seine haarfeine Naturnachahmung bruchstückweise verwendete.

Wie man leicht einsehen kann, ist aber nur ein ausgezeichnetes Talent imstande, die Natur sozusagen an ihren wirkungsvollen Punkten zu ertappen und zur Kunstschöpfung zu benutzen. Die Durchschnittskünstler schufen ihre Werke gewöhnlich nur nach den Rezepten der Meister. Diese Rezepte wurden, wie man das überall in der Kunstgeschichte finden kann, sehr leicht von ihnen mißverstanden oder nur oberflächlich verstanden, wodurch sie zu langweiligen Regeln entarteten. Die naturalistische Teildarstellung, die allein die Kunst lebendig machte, war auf diese Weise symbolistisch im schlechten Sinne des Wortes geworden. Dies wurde noch mehr übertrieben durch den Umstand, daß die Regeln der Gartenkunst durch die abergläubische Glückverheißerei, die zu jener Zeit Boden gewann, immer mehr belastet und andererseits folgerichtig von deren Standpunkt aus erläutert wurden.
Wenn ein fließendes Wasser, das einen Fluß darstellte, sich schlängelte, entsprach die Innenseite der Biegungsstelle nach dem Aberglauben dem Bauch der Schlange, und einem dort errichteten Wohngebäude war Glück beschert; umgekehrt sollte man an die Außenseite kein Haus stellen, um den Bewohner vor Übel zu bewahren. In der Nähe des Hauses durfte kein Stein liegen; besonders mußte man vorsichtig sein, einen großen mit der Spitze nach Norden oder Westen zu legen, da dies den Tod des Hausherrn in einem Jahre bedeutete. Indessen finden wir in den abergläubischen Vorschriften auch zugleich ästhetische: Steinchen neben dem Feldwege z. B. sollen wie eine flüchtige Herde aussehen, nämlich als ob einige entfliehen und andere sie verfolgen.

Aus dem illustrierten Werke
„Die Kunst Japans“ (1929).



Nivo-Statue. — Japanische Holzskulptur



FELIX TIMMERMANS / DIE GESCHICHTE DER STADT LIER

Bereits damals, als das Meer seine Wogen bis hierher trieb, wurde diese Gegend sehr geliebt, wenn nicht von den Menschen, dann eben von den Mammuts. Was sich hier alles im Laufe der Jahrhunderte ereignet hat, hat niemand gesehen – aber an einem schönen Sommertage floß die vielarmige Nethe durch ausgedehnte Schilffelder. Und wieder einige Jahrhunderte später erhob sich auf einem kleinen Hügel, eine Stunde von hier entfernt, das Schloß von Sankt Gommarus. – Nach ruhmreichen Feldzügen gegen die Mauren bekam Gommarus die Nichte Pipins des Kleinen zur Gattin und brachte sie nach Emblehem. Sie war ein böses Frauenzimmer, für ihn und für seine Hörigen, aber durch ihre Bosheit wurde er heilig. Wie er auch betete und sich alle Mühe gab, um seine Frau sanft und zärtlich zu machen – es nützte nichts. Zu diesem Zweck wollte er eine Wallfahrt unternehmen nach Rom, zu den Grabstätten der heiligen Apostel Peter und Paul. Auf einer kleinen Insel der Nethe erwartete er die anderen Herren, die sich an der Wallfahrt beteiligen wollten. Aber nun hatte einer seiner Soldaten dort einen Apfelbaum umgehackt, und der Bauer, dem der Baum gehörte, beschwerte sich bei seinem Herrn. Von einer himmlischen Eingebung getrieben, setzte Gommarus den abgehackten Stamm auf den Strunk, schlang seinen Gürtelriemen darum, und der Baum wuchs weiter ohne eine Narbe, als ob ihm nie etwas geschehen wäre. Eine himmlische Taube meldete ihm darauf, daß er nicht nach Rom gehen solle, glücklicherweise auch nicht mehr zu seiner Frau zurückzukehren brauche, sondern auf dieser kleinen Insel eine Kapelle bauen und dort ein frommes Leben führen möge. Er tat es mit feurigem Herzen, lebte dort vierzehn Jahre betend und fastend, tat noch viele

schöne Wunder und wurde in dieser Kapelle begraben. Seine Frau, die Grimmelda hieß, brach eines Tages beim Schlittschuhlaufen in die Nethe ein; ihr Kopf wurde von einer Eisscholle abgeschnitten, und im Winter sehen ihn die Bauern in Emblehem heute noch auf dem Eis tanzen. Sankt Gommarus wurde alsbald sehr verehrt, man flehte um seinen Beistand bei Brüchen und schlechten Ehen. Das Volk strömte aus allen Himmelsrichtungen herbei; das war eine günstige Gelegenheit für Händler, Bettler und Gaukler. Das erste Haus, das an der Nethe gebaut wurde, war eine Wirtschaft. Der Wirt, ein Schiffer, nannte seine Kneipe ‚De Lier' (Die Leier), nach dem Instrument, das er selbst gerne spielte und womit er seine Kundschaft beim Krug unterhielt. Erst eine Kapelle und dann eine Kneipe. Das ist der dichterische Ursprung von Lier und zugleich die Seele dieser Stadt: eine Kneipe neben der Kapelle. – Frömmigkeit und Sinnlichkeit nebeneinander. Beide ewig durchbraust von der festlichen, lyrischen Leier, dem Sinnbild der Dichter!...
Lier hat seinen Roman, seine Geschichte. Eine Stadtgeschichte ist immer etwas prahlerisch, so auch die Geschichte der Stadt Lier. Und wen es interessiert, dem wird Frau Geschichte ferner mit Stolz erzählen, daß die Normannen hier das wenige, das kaum geboren war, zertrümmerten, daß Lierer sich an den Kreuzzügen beteiligten, daß viele Grafen, Herzöge und Barone hier Villen und Schlösser errichteten, Feste feierten und wahrhaftig Lier für ein Monako hielten. Die Herzöge von Brabant, die Johanns, hatten hier Jagdhäuser und einen Palast. Sie kamen nach Lier, um sich den Umzug der Riesen anzusehen, um die ‚gesunde Luft' zu genießen, Gedichte zu machen und zu sterben.
Die Lierer (oh, wie konnte Dante so etwas übersehen!) nahmen es auf für die Welfen gegen die Gibellinen, gegen



die Lütticher: ‚Viel Helden waren allzumal, zweitausend etwa an der Zahl, aus Löwen und aus Lier, sie tranken alle von einem Bier!‘...
Da kommt schon das Bier! Und aus diesem Grunde vielleicht haben sich Tempelherren in Lier niedergelassen. Aber zwischen den Festlichkeiten, den Jahrmärkten, den feierlichen Umzügen und dem wachsenden Bierfrieden wogte der Glaube, glänzten Heilige, erhoben sich Türme, Klöster und Kapellen, und ein weißer Beginenhof an der Nethe.
Die Geißelbrüder von Lier ziehen nach Löwen, um sich das eigene Fleisch blutig zu hauen, aber sie bekommen dafür guten Wein zu trinken. Die Lierer waren tüchtige Armbrustschützen; wer am besten schoß, bekam das meiste Bier, und die schlauen burgundischen Fürsten gaben Bier, luden sie an ihren Tisch ein und nützten die Geschicklichkeit der Schützen aus, indem sie diese für sich Krieg führen ließen. Auf diesen Kriegszügen waren die Schützen üppig versehen, wie man in alten Papieren lesen kann; sie führten mit sich einen Vorrat Stockfisch, zwei Schweine, zwei Hammel, vier Ochsen, Rinder und Hühner, zweitausend Brote und fünfzehn Stein Butter, Fässer mit Pfeffer, Salz, Ingwer und Safran, sieben Töpfe mit Senf, vier Fässer Salzheringe, Blasebälge, einen ersten und einen zweiten Koch, zwei Aufwaschfrauen, zwei Näherinnen, Tischtücher, sieben Fässer Bier für den Durst und eine Anzahl Laternen. – Wer möchte da nicht Schütze sein? Bei ihrer Heimkehr wurde ein Fest gefeiert mit brennenden Pechfässern und langen Tischen, die sich bogen unter dem Reichtum der Speisen. Weder Krieg noch Seuchen konnten dieser Stadt ihren Frohsinn nehmen. Sämtliche burgundischen Fürsten wurden hier bei ihren feierlichen Einzügen so großartig empfangen mit Wein, Silber, Tuch und Hechten aus der Nethe, daß sie noch öfters mit einem großen

Anhang von Edelleuten zurückkehrten, um die ‚gesunde Luft' zu genießen, daß Philipp der Schöne hier seine Hochzeit feierte und man die Rechenkammer nach Lier verlegen ließ, um sie in der Nähe zu haben. Denn wer am dichtesten beim Ofen sitzt, wärmt sich am besten. Hier fanden dann auch die Sitzungen des Rates von Brabant statt. Auf diesen Ratsitzungen wurde wenig beraten, aber tüchtig gegessen, so daß Johann dem Vierten von Burgund, nachdem er sich zwei volle Tage lang diesen brabantischen Eßratsitzungen gewidmet hatte, vor überfülltem Magen der Atem in der Kehle stecken blieb. Sollte man das diesen Leutchen zutrauen, wenn man sie von den Primitiven so mystisch gemalt sieht? Die häufigen Besuche und der Aufenthalt dieser hohen Herrschaften brachte den Leuten eine gewisse Vornehmheit bei. Die reichen Stadtbewohner versuchten die Könige nachzuahmen, die kleinen Bürger machten es den Reichen nach, und man feierte Feste!
Dann kommt Kaiser Karl und später Philipp der Zweite nach Lier; sie stiften bunte Kirchenfenster, werfen kleine Münzen unters Volk, und die Feste werden noch üppiger und gewaltiger; aber sie bringen auch die Scheiterhaufen. Da sinkt die Freude in sich zusammen wie ein verunglückter Kuchenteig, und das gute Bier ist zum Teufel. Frau Geschichte kann nicht mehr prahlen und fängt nun an, erbärmlich zu klagen über die spanische Tyrannei, die Bildstürmer, die Scheiterhaufen, Hungersnot, Pest und andere Plagen, aber sie lächelt trotzdem, wenn sie zwischen ihren Klagen die Namen von hohen Persönlichkeiten nennen kann. Oranien kommt nach Lier, um die Befestigungen zu besichtigen. König Christian von Dänemark, ein Freund des Erasmus, aus seinem Land vertrieben, trauert in Lier um Täubchen, seine Geliebte und seine verlorene Krone, und wird dann König der Lierer Schützengilde. Marten van Rossum brennt einen Teil des Beginenhofes nieder und

macht sich dann wieder aus dem Staube. Ferner kommen noch Breeroo, Marlborough und auch Albrecht und Isabella, die wir von den Fähnchen von Scherpenheuvel her kennen. Das Bier bekommt allmählich wieder seinen alten guten Geschmack, und die Leier summt. Cornelis de Bie dichtet achtundvierzig Theaterstücke in Reimen. Ludwig XV., der Spitzenkönig von Frankreich, zeigt dem Volk, wie er speist, was für Lierer sehr ärgerlich ist, wenn sie nur zugucken sollen. Maria Theresia kommt nicht nach Lier, aber die Bierbrauereien fangen an zu dampfen, die Spiele und Feierlichkeiten verdoppeln sich, und die Dichtkunst blüht und gedeiht. Fast jeder zweite Tag ist ein Feiertag, jeder Heilige hat seine Kapelle und jede Kapelle ihre Kirmes. Die Kneipe neben der Kapelle! Joseph II. dagegen kam wohl nach Lier, jedoch ohne feierlichen Einzug, einfach wie ein gewöhnlicher Aufsichtsbeamter, inkognito, mit einem einfachen Spazierstock in der Hand und dem Schwanz seiner Wochentagsperücke unter dem Rand seines Dreispitzes. Er wohnt in einem einfachen Giebelhaus, läßt am nächsten Tag die Notabeln zu sich kommen, und ratsch! er zieht einen fetten Strich durch die fetten Tage des Almanachs und verschwindet. Das lustige Lier war dahin, und das Bier wurde schimmlig wie Quark. Man kann sich denken, wie dieser Kerl gehaßt wurde! Aber Hein van der Noot, der Patriot, schlug die griesgrämigen Österreicher. Die Lierer trugen ihn auf den Schultern rund um den großen Marktplatz und von Fackeln begleitet in die Kirche. Die Gastwirte malten schnell ihre Aushängeschilder neu an, und schon ißt man an großen Tischen mitten auf der Straße. Aber dann fällt Ruß ins Essen, es gibt so viel Zank und Streit, daß man froh ist, wenn die Österreicher zurückkehren, die dann wieder von den Sansculotten hinausgejagt werden, die der Meinung sind, daß das ganze Leben ein Fest ist. Man tanzt auf dem Marktplatz

um den Freiheitsbaum. Wir werden dann noch einmal für einige Monate Österreicher, dann wieder Franzosen. Für die Flamen betrachtet man den Nationalitätenwechsel wie das Anziehen eines anderen Rockes. Aber die Ohnehosen möchten die Lierer am liebsten mit eisernem Rücken und hölzernem Mund. Es sind trostlose Tage, mit geschlossenen Kirchen. Die Bauern aus dem Kempenland versuchen den Zustand zu ändern, sie spießen einige Franzosen auf ihre Mistgabeln auf, hauen ein paar Spiegel in Scherben, aber es nützt nicht im geringsten. Da erhebt sich Napoleon wie eine Pyramide am Horizont. Er kommt nicht nach Lier, sondern läßt die Lierer Burschen zu sich kommen und nimmt sie mit nach Rußland. Aber die Kosaken sind ihm auf den Fersen, sie kommen tatsächlich bis Lier. General von Bülow, Sachsen-Weimar und Friedrich von Oranien essen sich hier erst einmal richtig satt, bevor sie nach Waterloo gehen. Einige Lierer ziehen mit und helfen Napoleon stürzen. Der König von Holland hält hier ein paarmal ein großes Gastmahl ab, denn er hatte früher schon gesagt, daß er die Lierer in sein Herz schließen würde, weil sie seinen Sohn so gut empfangen hatten. Deshalb kommt dieser Sohn Friedrich noch einmal her, als Brüssel bereits eingenommen wurde, aber zum letztenmal. Denn Jenneval, dessen Brabançonne man scheinbar so schwer auswendig lernt, verfolgte ihn und jagte ihn hinaus, aber es kostete Jenneval das Leben, der mit holländischem Blei im Leibe an der Wirtschaft ‚Zum Papageien' liegen blieb. Dann kommt Leopold I. mit seinem Stabe hierher, während Chassé das Schloß von Antwerpen beschießt, und nachdem er im gotischen Kaiserhof die Landkarte mit Fähnchen besteckt hat, macht er täglich zu Pferd einen Spazierritt durch das Netheland. Später sieht er sich hier noch einmal den Umzug an, was sein Sohn Leopold II. ihm nachmacht. Dieser Sohn ißt hier Lierer Fladen und fragt den Bäcker:

„Wie wird das gemacht?“ „Das kann ich nicht verraten,“ sagt dieser, „das ist mein Geschäftsgeheimnis“, worauf Leopold antwortet: „Seien Sie unbesorgt, ich werde Ihnen keine Konkurrenz machen.“
Und Frau Geschichte prahlt weiter: „Und dann kommen noch...“ Aber das werde ich ein anderes Mal erzählen.

Aus dem Bändchen der Insel-Bücherei (Nr. 401) „Das schöne Lier“.
Übertragen von Peter Mertens.

*

ALBRECHT SCHAEFFER / DIE KUPPEL

Baptisterium San Giovanni in Florenz

Tritt in den steinernen Raum, in die weite dämmrige Höhle.
  Pfeiler begegnen dir rings, achtmal zusammengepaart,
Männliche, bergentbrochen und groß entschlossen: ihr Felsen-
  Ursprung murrt in den Klang noch ihrer edlen Gestalt,
Da sie wie Rosse im Schlaf unregsam stehn in Bezaubrung:
  Ohne Seelen zu sein seeledurchklungene Kraft.
Denn was stehen sie so emporgeschultert im Düster?
  Hebe dein Innres empor mit dem geflügelten Blick:
Ach – da oben! Die Brust, emporgehoben – dort oben
  Wölbt deine eigene Brust schon sich über dir selbst.
In die Wölbung schwebtest du auf mit dem Aug und dem Atem,
  Atmest schwebend den Raum, der dich völlig umfing.
Wurdest du je so empfangen? Dein Blick in den Blick der Geliebten
  Sinkend zur Seele hinein in den entweichenden Leib,
Den empfing es da so, wie jetzt die Kuppel dich aufnahm,
  Daß du außen im Raum bist wie innen in dir.

Nicht aus dir selber entfernt, doch bist du in höheres Wesen
Eingefangen und lebst über dir wie im Gestirn.
Lebe schwebend, du kannsts! Im unbeweglichen Weiher
Wie der atmende Fisch sich zur Fläche erhebt
Und nun wieder versinkt, in der tragenden Flut, an der Ufer-
Wandung und wieder empor steigt aus der Tiefe und steigt..
Stieg so ein Innres aus dir in den Kuppel-Zenith? und hernieder
An der Wandung entglitts, wieder zu schweben empor?
Es ist selig geworden und schwingt hinüber – herüber;
Hauch über Hauchen empor, sinkt es verhauchend zurück.

Kuppel, du Glück! – Du Geglückte! Du Traum, verewigter, immer
Seiend in Farben-Gestalt, Leichteste, leichter als Tau,
Du, geformt aus dem Stein, von steinernen Riesen getragen,
Sag, wer träumte dich um, Stein, in lebendigen Geist?
Der als Liebender nachts geheimsten Reiz des Geschlechtes
Spürte, gehügelte Brust haltend in wölbender Hand:
Hier ists wieder, o Kuppel in dir, eine göttliche Lösung:
Über ihm wölbt sich die Brust, reizlos – Ariels Geist
Hob sie verwandelnd empor, ganz hoch in die Nähe des Gottes,
Den sie dir leise verschließt – aber die Ahnung nicht mit.
Schaudervoller ist Nichts als Verschließung; aber auch schaurig
Ist das Offne, in das rings du entfährst wie das Licht.
Unerträglich das Eine und Andere – aber die Erde
Wills; da flüchtest du nur Einem ins Andere weg.
Aber die Schließung, aber die Weitung, aber die Schwellung,
Kuppel, Wölbung, du bists, bindende Löserin, du!

Beides schmelzend in eins, du weit geöffnete, ganz mich
Doch umschließende, ja du Gewaltlose bists.
Traum des Geistes aus Stein, du Himmels-Verwandte, ich weiß es:
Der die Kuppel erhob, zog den Himmel herab.

*

RALPH H. MOTTRAM / WARUM NUR?

Der Architekt Geoffrey Skene traf Dormer aus der Bank in dem Gäßchen, das nach dem Seiteneingang zu dem am Marktplatz von Easthampton gelegenen König-Georgs-Hotel führte. Sie hatten sich nicht verabredet. Im Gegenteil. Sie hatten sich beide mit einer Ausrede aus ihren verschiedentlichen Büros gestohlen, um allem zu entgehen und allein zu sein. Warum waren sie nicht aufs Land gefahren, weit fort, warum hatten sie nicht einen Tag Urlaub genommen? Weil sie es damit nur schlimmer gemacht haben würden; sie hätten alles erklären müssen. Aber Gründe anzuführen, wäre gleichbedeutend gewesen mit dem Eingeständnis ihrer Empfindungen. Und da sie beide im höchsten Grade englisch waren, erfüllte sie eben diese Möglichkeit mit Entsetzen. Diese ihre Empfindungen standen im Zusammenhang mit dem Tage, dem 11. November, und mit der Tatsache, daß sie um 11 Uhr die „Zwei Minuten Schweigen" zu ertragen haben würden.
Sie gaben sich keine Rechenschaft darüber, ob dieser ehrfurchtsvolle Brauch angebracht oder nützlich sei. Sie waren auch nicht gefühllos, nicht wunderlich oder bewußte Gegner davon: im Gegenteil, sie fühlten, daß er eher zu wenig als zu viel ausdrückte. Sie konnten seine Bedeutung sehr wohl verstehen. Sie wußten aus guten Gründen nur zu gut, was er bedeutete. Und sie beide hofften auf ihre Art, daß jeder-

mann eine Lehre daraus ziehen möchte. Was sie beunruhigte, war, daß sie ihn einfach nicht ertragen konnten. Darum entflohen sie dem Zusammensein mit den Kollegen und der täglichen Umgebung und gingen beide mitten in den Vormittagsstunden eines gewöhnlichen Arbeitstages auf die Straße hinaus. Und dann fanden sie doch, daß sie um alles in der Welt dem Marktplatz nicht fernbleiben konnten. Da hatten sie beide ohne die leiseste Verabredung gleichzeitig denselben erleuchteten Gedanken. Das Schreibzimmer im „Georg" würde um diese Zeit leer sein. Von ihm aus konnte man unbeobachtet den Marktplatz überblicken. So trafen sie sich an der Haustür.

Ihre Augen wichen sich aus, sie nickten dem jungen Mädchen zu, das sein Büfett für die vorschriftsmäßige Zeit des Ausschanks vorbereitete, und stiegen die mit Linoleum belegte Treppe hinauf, auf der es nach Bohnerwachs, dem Tabakrauch vom Vorabend und den Alkoholdünsten von drei Jahrhunderten roch. Das Schreibzimmer lag im ersten Stock dieses Hauses aus der Zeit der George, gerade gegenüber der ehrwürdigen St.-Winnold-Kirche und dem alten Gerichtsgebäude, der Moot Hall, getrennt von beiden nur durch den Marktplatz mit seinem Kopfsteinpflaster. Die drei breiten Fenster boten einen vollen Ausblick über den weiten Platz, und obgleich sie auf das Bild vorbereitet waren, stießen die beiden Freunde einen Ausruf des Erstaunens aus. Sie konnten sich nun und nimmer an die Veränderung gewöhnen, die mit ihren Landsleuten vorgegangen war, eine Veränderung, die sie selbst hatten herbeiführen helfen. Eine dichtgedrängte Menschenmenge erfüllte den Marktplatz mit Ausnahme eines kleinen abgegrenzten Raumes rund um das Denkmal der Gefallenen, das in der Mitte zwischen Kirche und Rathaus stand, wo sich auch auf einer Plattform der Bürgermeister, der Bischof, einige Offiziere und Würdenträger und zwei Bläser versammelt hatten.

Skenes geübtes Auge lief abschätzend über das Schauspiel.
„Das müssen nahezu zehntausend Menschen sein."
Dormer nickte. Das war einfach unenglisch, nachkriegszeitlich, sonderbar. In Vorkriegszeiten hatte hier niemals solch eine Menschenansammlung gestanden. Es war wie eine der alten Illustrationen in Dorés Bilderbibel, wie eine der wahnwitzigen Gefühlsaufwallungen der großen Masse, von denen man in Büchern liest. Abgesehen von der winzigen Plattform, einer Abteilung englischer Soldaten, einem halben Dutzend Polizisten war die ganze Ansammlung nicht aufgezogen, unvorbereitet, aber von seiten jedes einzelnen wohlerwogen und ehrerbietig, fast wie eine religiöse Handlung. Dormer fühlte sich aufs neue reichlich bestärkt in dem unbeugsamen, von ihm genährten Pessimismus, der sein eigentlicher Glaube war. Die Stadt würde nie mehr sein, was sie früher gewesen war. Wie zur Bestätigung tat die große Glocke von St. Winnolds Turm den ersten Schlag. Wenn der mächtige vierkantige Turm auf die Menge herabgestürzt wäre, so hätte sie wie ein einheitliches Wesen nicht stiller sein können. Nur ein leises Schwirren – ss –, als die Männer, wie mit einer einzigen Bewegung den Hut abnahmen und die Frauen den Kopf neigten.
An dem Vorgang war nichts Neues. Die herzdurchdringenden Töne des „Letzten Appells" stiegen auf zum tiefhängenden grauen Himmel, drangen in die Novemberwolken und sanken klagend wieder herab, als ob in ihnen etwas Wesenhafteres als Klang und Melodie eingeschlossen wäre, das nun herniederfallen und den großen Granitblock mit all seinen eingegrabenen Namen zudecken müsse, über den der Geistliche jetzt das Gebet und der Bischof den Segen sprach. Das wehe Schweigen war zu Ende, und die große Welle der Töne flutete dahin über die Erinnerungen eines Jahres. Die beiden Freunde wurden unruhig. Das alles war

ja ganz gut für die meisten da unten, für die Frauen oder für jene, die vor zehn Jahren Kinder gewesen waren, die irgendeinen Verwandten verloren hatten, der nie mehr zurückkehrte. Für alle diese war es eine sinnvolle und rührende Feier. Für Skene und Dormer lag es anders. Wie eine klaffende Wunde über ein Gesicht, so zog sich quer durch ihr Leben der Krieg – etwas, das man weder wegleugnen, erklären noch irgendwie als berechtigt hinstellen konnte. Jedes Jahr wiederholte sich diese Trauerfeier eines Teiles ihres früheren Selbst, unvermeidlich und betrüblich durch ihre Gedankenverbindungen. Sie wandten sich vom Fenster ab. Ihre englische Eigenart und Erziehung verbot ihnen die Bezeugung irgendeiner Empfindung, aber Skene, der durch seinen Beruf Ausdrucksfähigere von beiden, bot Dormer stillschweigend seinen Tabaksbeutel an. Während sie ihre Pfeifen stopften und Gesicht und Empfindungen wieder ins Gleichgewicht brachten, bemerkten sie ein Geräusch, kaum lauter als das Summen einer Fliege, das auch während der zwei Minuten leise hörbar gewesen war. Jetzt sahen sie, woher es kam – von einem kleinen alten Herrn, der hereingekommen war und der schreibend in der Nähe der Tür saß. Ja, war es ein Herr, ein Gentleman? – Er sah nicht englisch aus, und seinem verschossenen Rock, dem hellen Selbstbinder, den Gummizugstiefeln haftete das Bemühen, sorgfältig angezogen auszusehen, an, das sicherlich nicht englisch war. Aber zweifellos war er alt, man konnte es daran merken, wie er auf seine Schreiberei blickte, oder an der Steifheit seiner Bewegungen und noch mehr an seinem Atmen, das man so deutlich während der zwei Minuten des Stillschweigens gehört hatte. Als sie zur Tür gingen, blieb Dormer plötzlich stehen und sagte mit mehr Empfindung, als er gewöhlich verriet:

„Wirklich, wenn das nicht der alte Holtzapfel ist! Wie geht es Ihnen?“



Das Gesicht, das sich Skene auf diesen Gruß hin zuwandte, war durch etwas anderes als Jahre gealtert, ein Gesicht, das einst rot und rund und vielleicht ein wenig selbstgefällig, vielleicht vom guten Leben voll gewesen, aber nach und nach abgefallen war, obgleich der Besitzer sich bemühte, ihm den besten, leichtherzigsten und jugendlichsten Ausdruck zu verleihen. Die Augen brauchten einen Augenblick, um sich durch die dicken Brillengläser auf Dormer einzustellen.
„Ach! wie geht es Ihnen, Herr Dormer –. Es ist so lange her –"
Er schwieg. Dormer kam ihm zu Hilfe.
„Zwanzig Jahre!"
„Ja – seit Ihre reizende Schwester – ist sie hier?"
„Nein. Sie ist in London."
„Schade. Ich hätte sie so gern einmal wiedergesehen."
„Ich werde ihr erzählen, daß ich Sie getroffen habe."
„Das ist sehr freundlich von Ihnen." Aber der kleine alte Mann sah nicht so aus, als ob er nur freundliche Grüße auftragen wollte.
„Sie wird vielleicht etwas von Emilie und Friedrich wissen wollen", fuhr Dormer fort.
„Sie können ihr sagen, daß wir Emilie verloren haben, aber ich habe die kleine Emilie jetzt bei mir zu Hause."
„Ach, das tut mir leid. Wir alle hatten Emilie gern, aber seit ihrer Verheiratung haben wir nicht viel von ihr gehört."
„Nein. Sehen Sie, ihr Mann ist gefallen."
„Schrecklich." Dormer meinte natürlich, davon sprechen zu müssen, sei schrecklich. „Und Friedrich?"
„In Rußland vermißt."
„Es tut mir schrecklich leid."
„Ja." Der kleine alte Herr sah aus, als hätte er noch viel mehr erzählen können, aber er tat es nicht, und aus bloßer Verlegenheit sagte Dormer:

„Sind Sie hier zur Erholung?"
„Nein. Ich möchte sagen, ich bin wieder auf einer Geschäftsreise."
„Was?" Dormer wollte schon sagen: „In Ihrem Alter?", aber er hielt an sich.
„Ich muß versuchen, etwas von den Verlusten zu decken. Ich bin jetzt in der Kurzwarenbranche." Der kleine alte Mann versuchte ein Lachen, das nicht überzeugte. „Das ist für mich in dieser Stadt ein recht unglücklicher Tag, niemand will ein Geschäft machen."
„Jetzt, wo das Stillschweigen vorüber ist, werden Sie es schon tun."
„Ja, aber ich muß weiter nach Peterborough und Lincoln. Ich kann nicht länger bleiben."
„Das ist schade. Ich hätte gern länger mit Ihnen geplaudert."
„Sehr freundlich von Ihnen." Aber ganz deutlich stand auf dem runzeligen Gesicht zu lesen: „Wovon sollten wir reden?" Was er sagte, war: „Ich will jetzt diese Bestellung an meine Firma absenden und kann gerade meinen Zug erreichen. Leben Sie wohl, lieber Dormer!"
Die beiden Freunde gingen in die Bar hinunter. Dormer ließ sich ein kleines Glas geben, Skene einen gemischten Wermut. Endlich fragte er:
„Wer war Ihr Freund?"
„Ein Deutscher. Das sahen Sie ihm an."
„Ja."
„Es ist trostlos, wie mans auch nimmt!" rief Dormer aus. „Man kommt nicht los davon. Als wir Kinder waren, kam seine Tochter in unser Haus, und meine Schwester ging im Austausch zu ihnen. Sie hatten ein flottes, angesehenes Geschäft – Eisenwaren. Der alte Mann und sein Sohn Friedrich besuchten uns auch einmal. Sie sprachen ebenso gutes Englisch wie Sie oder ich. Vielleicht besser. Ich habe sie niemals besucht, aber was wußte meine Schwester bei

ihrer Heimkehr nicht alles von ihnen zu erzählen! Und wenn das nicht gewesen wäre, da war das junge Mädchen, das bei uns war. Sie hieß Emilie. Sie hätte gut eine Engländerin sein können. Sie war vielleicht strebsamer als wir, und sie glaubte an das Vaterland wie wir an den Himmel –"
„Es wundert mich, daß Sie sich nicht in sie verliebt haben", bemerkte Skene.
Der Gedanke schien Dormer nie gekommen zu sein.
„Ich glaube, sie erschien so sehr als zu unserer Familie gehörend," war die gelassene Erwiderung, „ebenso der alte Herr und der junge Friedrich, wenn sie bei uns zu Besuch waren. Sie hatten kein Verständnis für Spiele, aber sie wußten, was arbeiten hieß, und sie hatten sehr gute Umgangsformen."
Er schwieg. Skene sagte:
„Warum haben wir nur Krieg gegen sie geführt?"
„Die Politiker", murmelte Dormer.
„Die Politiker sagen, sie hätten ernstlich versucht, ihn zu verhindern."
„Nun, dann war es das Militär. Riesig viel davon in Deutschland, natürlich."
„Und nicht auch viel in England?"
„Sie mögen sagen, was Sie wollen, Skene" – wenn Dormer sich in ein Argument verwickelte, sprach er immer so, als ob der andere ihn darein verwickelt hätte, – „aber wenn man es uns überlassen hätte – ich meine, wenn ich den alten Holtzapfel und Friedrich 1914 hätte sprechen können, dann würden wir niemals zu den Waffen gegriffen haben!"
„Ja, aber warum haben Sie es nicht versucht?"
„Ich weiß es nicht. Ich glaube wir dachten, sie würden es in Wirklichkeit nicht zum Krieg kommen lassen."
„Dasselbe dachten sie von uns!"
„So ists wohl, glaube ich. Wir sind uns so ähnlich. Viel ähnlicher als wir und die Franzosen. Es war eine Art Familienstreit."

Dormer nahm einen Schluck und fuhr fort:
„Sie wissen ja, wie es in einer Familie zugeht. Man muß jeden an dem ihm zukommenden Platz halten, viel mehr, als wenn es Fremde wären."
„Warum bringen Sie mit dem alten Herrn jetzt nicht wieder alles ins gleiche?"
„Ich weiß es nicht. Es stehen so viele Erinnerungen zwischen uns. Wir sollten alles vergessen und von neuem anfangen. Warum in aller Welt wir das nicht tun, kann ich nicht begreifen!"
„Ja," sagte Skene, „warum nur nicht?"
Draußen verlief sich die Menge des Waffenstillstandstages, ging heim und an die Arbeit mit dem Ausdruck, den nur Engländer aufweisen, als ob sie sich ganz gesetzwidrig ihren Empfindungen hingegeben hätten. Ruhig, fast ohne miteinander zu reden, strömte die sich auflösende Menschenmenge unter dem tiefhängenden Novemberhimmel durch die engen altmodischen Straßen, die nur hie und da Neubauten aufwiesen, wo sich eine Londoner Firma niedergelassen hatte. Zwischen ihnen ging eilig auf seinem Wege zum Bahnhof die Gestalt von Holtzapfel. Man mußte genau hinsehen, um herauszufinden, daß er nicht zu ihnen gehörte. Geschäftsmäßig, praktisch, zielbewußt – mit allen bürgerlichen Tugenden ausgestattet – und befreit von seiner einzigen Untugend – einem übermäßigen nationalen Stolz, der mehr unzeitgemäß als wirklich boshaft war, denn er schien aus den imperialistischen Ideen der neunziger Jahre zu stammen, – konnte man ihn nur schwer von den Bürgern Easthamptons unterscheiden. Nur ein paar kleine Äußerlichkeiten in Anzug oder Haltung ließen darauf schließen, daß er vom Kontinent kam. Im übrigen, wie Dormer sagte, fast wie zur Familie gehörig. Gegen ihn Krieg führen? Warum nur?

Übertragen von T. Franke.

KARL SCHEFFLER / DIE BODENGESTALTUNG HOLLANDS

Reisende nehmen gemeinhin die Bodengestaltung eines Landes als etwas Gegebenes. Mit Bewußtsein achten sie wenig darauf, sie denken nicht über die Landschaft, während sie sie genießen, wenn nicht besondere Phänomene — wie zum Beispiel in der Schweiz — die Aufmerksamkeit gewaltsam auf die Struktur des Bodens hinlenken. Mehr als andere Wissenschaften ist die Geologie eine Angelegenheit für Fachleute. Sie wird nicht volkstümlich, weil der Laie sich die Formen und periodischen Entwicklungen der Erdrinde anschaulich kaum klarmachen kann, selbst dann nicht, wenn er vom Fachmann angeleitet wird. Die Zeiträume, die die Phantasie anschauen soll, sind zu gewaltig, als daß sie faßbar wären; sie können nicht einmal mit faßbaren Zahlen bezeichnet werden. Die Umwälzungen in den Entstehungsperioden, seien es nun vulkanische Ausbrüche, seien es Faltungen, Schollenbildungen, Ablagerungen, Senkungen oder Klimaveränderungen mit allen ihren Folgen — immer begleitet vom Werden und Vergehen einer ganzen Flora und Fauna — sind mit den Sinnen nicht zu begreifen. Es besteht ein Mißverhältnis zwischen der Daseinsdauer des einzelnen Menschen, ja der Menschheit, zu der Länge der Zeitabschnitte, in denen die Oberflächengestaltung der Erde vor sich gegangen ist. Und ebenso groß ist das Mißverhältnis zwischen den Kräften und Maßstäben der vom Menschen sozialisierten Natur und den Gewalten und Größen, womit die Geologie zu rechnen gezwungen ist. Wer vermag es beispielsweise, sich die Alpen als das Ergebnis einer Faltung der Erdrinde wirklich begreiflich zu machen! Unwillkürlich stellt sich hier der Reisende auf den Standpunkt Faustens: „Gebirgesmasse bleibt mir edel-stumm; ich frage nicht, woher? und

nicht, warum?" Das in Jahrmillionen Gewordene nimmt man als etwas Endgültiges hin und findet sich damit ab, obwohl alles noch in beständiger, wenn auch langsamer Bewegung ist.
Holland ist eines der wenigen Länder, wo einem die Geologie lebendiger wird. Dort wird der Reisende von seinen Sinnen auf die Bodengestaltung hingewiesen; er wird beharrlich gezwungen, darüber nachzudenken, wie dieses Land wurde; er sieht manches von dem mit Augen, was sonst nur durch Abstraktion vorstellbar ist. Es ist so, weil Holland – geologisch gesprochen – ein sehr junges Land ist. Es gehört im wesentlichen den jüngsten Perioden des Diluviums und Alluviums an; die Landschaft hat in der Hauptsache ihren Charakter erst erhalten, als auch der Mensch in der Schöpfungsgeschichte auftauchte. Wenn man im Lande umherreist oder eine die Bodengestaltung gut veranschaulichende Karte vor Augen hat, sieht man der Natur ein wenig bei ihrer grandiosen Arbeit zu. Kaum in einem andern Lande erkennt man auch so deutlich, in welcher Weise der Mensch die Bedingungen, die er vorfand, benutzt und ausgebildet hat. Das Geologische wird in Holland erlebt, ja es ist eigentlich das Grunderlebnis. Ohne Kenntnis der Bodengestaltung ist das Land kaum zu verstehen. Hat man diese Kenntnis aber, soweit es dem Laien möglich ist, gewonnen, so wird einem das Land in einer merkwürdigen Weise vertraut. Und zugleich werden einem, durch das Beispiel, einige Vorgänge in der letzten Periode der Erdrevolution vorstellbarer.

*

Holland ist im wesentlichen ein Deltaland: es nimmt das Mündungsgebiet des Rheines, der Maas und der Schelde ein. Das Gesetz, das der Bodengestaltung zugrunde liegt, wird im Vergleich deutlich. Blickt man, um in Deutschland

zu bleiben, auf die Mündungen der Memel, der Weichsel und der Oder, so sieht man, daß sich überall Nehrungen und Haffe gebildet haben. Auch die in Holland mündenden Flüsse haben, indem ihr durch die Flut gestautes Wasser viele Auswege suchte, indem sie in vielen Armen dem Meer zuflossen – zuerst vornehmlich nach Norden, nach der Eiszeit endgültig nach Westen –, ein flaches, versumpfendes Haff gebildet, vor dem das Meer einen Dünenstreifen, eine Nehrung aufgeworfen hat. Der Unterschied zu den grundsätzlich verwandten Küstenbildungen der Ostsee besteht darin, daß die Ausmaße in Holland größer sind, entsprechend den größeren und eng nebeneinander fließenden Strömen, und daß das Haff in der Folge vom Menschen zu großen Teilen trocken gelegt worden ist. Die Rolle, die die Flüsse für die Bodengestaltung gespielt haben, läßt sich heute noch erkennen, wenn der Reisende wahrnimmt, wie sich der Rhein in Jissel, Niederrhein (der weiterhin Lek heißt) und Waal teilt, wie sich die Maas diesem Flußgebiet nähert und sich nach einigem Zögern mit ihm vereinigt, wie die vielen Flüsse und Flußarme – die in vorgeschichtlicher Zeit noch zahlreicher waren – in sehr breiten Betten zwischen niedrigen Ufern dahinströmen, fast mit dem Charakter von Seen, und wie sich dasselbe, im kleineren Maßstabe, an der Mündung der Ems, hart an der Ostgrenze Hollands, wiederholt. Man muß sich freilich vor Augen halten, was diese Flüsse in der Tertiärzeit und in den folgenden jüngeren Perioden gewesen sind: Riesenströme, die jahrtausendelang im höchsten Maße das gehabt haben, was der Geologe die „transportierende Kraft“ nennt. Von den zertrümmernden Alpen, von den ebenfalls später vergletschernden Gebirgen des Schwarzwalds und Nordfrankreichs, haben die Wassermassen von Rhein, Maas und Schelde ungeheuere Mengen von Gesteinstrümmern und von zerwaschenem Sand mit sich geführt. Eine Vorstellung

von der Menge der Ablagerungen gewinnt man, wenn man hört, daß die Alpen etwa die Hälfte ihrer Masse an das Wasser und das Eis abgegeben haben, daß Ablagerungen des Rheins sich bis an die englische Ostküste nachweisen lassen. Ein großer Teil des südlichen Hollands besteht aus diesen Ablagerungen, aus dem Sand, Schlick und Schlamm der großen Ströme, es ist angeschwemmtes, langsam aber stetig aufgehöhtes Land mit deutlichen Bodenerhebungen, Ablagerungswällen zwischen den Flußarmen. Neue Ablagerungen kamen hinzu, als die Eiszeiten von Norden mit ihren Gletschern vorstießen, als Ströme von Schmelzwasser am Südrande dieser Gletscher einen Weg westlich ins Meer über das heutige Holland hinweg suchten, Urstromtäler bildend, alles überschwemmend und einen dichten Bodensatz zurücklassend.
Es wird angenommen, daß das breite Plateau, auf dem Holland ruht und über das hinweg heute zum Teil auch die Fluten der Nordsee rollen, früher höher gelegen hat und daß es sich allmählich aber beständig gesenkt hat. Man nimmt sogar an, daß es sich noch heute, wenn auch unbeträchtlich, senkt. Mit diesem uralten Felsenplateau senkten sich auch die Ablagerungen darüber, bis sie an einer gewissen Grenze unter dem Wasserspiegel verschwanden. Sie senkten sich nicht tief, die Abflachung verlief allmählich und betrug an den heutigen Küsten nur wenige Meter unter dem Niveau des Meeres.
So war, summarisch dargestellt, die Lage der Dinge, als sich in groß geschwungener Linie jener Dünengürtel bildete, der von Nordfrankreich bis zur Westküste Holsteins, ja bis zur Nordspitze Jütlands reicht. Die unter mächtigen Revolutionen entstandene Nordsee warf eine hier schmälere, dort breitere Nehrung auf, die den Anprall der Brandung auffing und hinter der sich weit ein flaches Haff dehnte. Die Flüsse durchbrachen die Dünen an den Mündungsstellen,

sie ergossen ihre Wasser in das Haff, machten dessen Wasser süß und bildeten breite Uferdämme; das Meer dagegen drang mit jeder Flut stromaufwärts und auch in das Haff, wodurch eine Mischung von Salzwasser und Süßwasser, wodurch das sogenannte Brackwasser entstand. Die Folge war, daß sich in dem Wassergebiet des Haffs eine eigentümliche Flora ansiedelte, daß es vertorfte, zuwuchs und ein Niedermoor, ein Grünlandmoor, mit Seen und mit Dämmen höheren Landes zwischendurch, mit Kleinholz und Gestrüpp bewachsen, bildete, so daß der Boden, stellenweise wenigstens, begangen werden konnte.
Die Dünenkette hielt aber nicht dauernd stand. Sturmfluten, die nicht weit vor der geschichtlichen Zeit liegen können und die später bis ins Mittelalter reichten, durchbrachen stellenweise die Dünen und schufen das charakteristische Bild der langen Inselreihe, das die Karte zeigt und das wie eine grob punktierte Linie der alten Küste ist. Zerrissen wurde der Dünenschutz, wo Schelde, Maas und Rhein münden. Dort wurde das Deltaland in eine Reihe größerer Inseln zerlegt, wovon Walcheren, Beveland, Schouwen und Over Flakkee die größten sind. Zwischen diesen Inseln bildeten sich Sunde, durch die die Flüsse ins Meer strömten und durch die die Flut in den Flüssen emporstieg. Bis nach Helder hinauf hielt der Dünengürtel sodann. Dort aber, wo die Küste von Westen nach Norden umbiegt, war die Zerstörung vollkommen. In langer Reihe ziehen die Inseln dahin; die holländischen Inseln Texel, Vlieland, Terschelling, Ameland, Schiermonnikoog und Rottumeroog — um nur die größten zu nennen —, dann die deutschen Inseln Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeroog usw., bis jenseits der Weser- und Elbemündung die holsteinisch-dänischen Inseln Amrum, Sylt, Röm, Fanö u. a. die Linie abschließen. Das Meer brach in oft wiederholten Sturmfluten durch und vergrö-

ßerte das hinter den Dünen liegende Haff, indem es vom schon festgewordenen Land große Stücke abriß und ersäufte. Es bildeten sich tief einschneidende Buchten: der Jadebusen, der Dollart (der einst bis Groningen reichte) an der deutschen Küste, die Lauwerszee und die Zuiderzee in Holland. Diese flachen Seen hatten die Tendenz, sich immer weiter nach Süden auszubreiten; sie boten den Seefischen, vor allem den Heringen, ausgezeichnete Laichplätze und begünstigten damit in der Folge die Ansiedlung einer Fischerbevölkerung. Vor den Inseln, den Sandbänken und den Dünenresten brandet die Nordsee, dahinter dehnt sich ein Wattenmeer, das zur Zeit der Ebbe große Teile seines Grundes sehen läßt.
Dieses sind zwei Grundelemente der holländischen Landschaft: die landbildenden Flußablagerungen, ein vom Meere vielfach zerrissener Dünengürtel und zwischen beiden ein flaches Haff, das mit der Zeit zuwuchs, versumpfte und in die Wattenmeere überging.
Zu diesen Elementen kommt ein drittes, das den Charakter der holländischen Landschaft entscheidend mitbestimmt hat. Während die Flüsse Schutt ablagerten und Land schufen, lange bevor sich die Gestade und Binnenseen der historischen Zeit gebildet hatten, kam die Eiszeit über die nördliche Hemisphäre. Von Skandinavien und Finnland drangen die Gletscher gewaltsam nach Süden und Westen vor. Ihre heute noch nachweisbaren südlichen Ausläufer reichten in Holland bis an den Rhein und östlich darüber hinaus. Die Eisgrenze verlief etwa von Amsterdam über Hilversum und Nimwegen bis Krefeld. Und dann in Deutschland weiter bis zum Harz, bis Dresden und tief ins Odertal hinein. Das nördliche Deutschland und Holland muß damals ungefähr ausgesehen haben wie das heutige Grönland. Da sich die Gletscher der Alpen gleichzeitig nach Norden vorschoben, suchten ungeheure Mengen von Schmelzwasser einen Weg

am Fuß der Gletscher und der alten Gebirgsstöcke nach Westen. Große Teile dieser Fluten gingen, wie schon erwähnt, über Holland hinweg und setzten dort zertrümmertes Gestein ab. An den Gletschergrenzen aber bildeten sich, als sich das Eis zurückzog, die charakteristischen Formen der Endmoränen: Wälle aus Schutt und Sand, die vom Eis über weite Strecken zu Tal geschafft worden waren. Landschaften, die von den Moränen der Eiszeit ihren Charakter empfangen haben, ähneln einander überall, weil dieselben Entstehungsbedingungen dieselben Formen schaffen. Man findet diese Landschaften zum Beispiel in Oberbayern, in der Mark Brandenburg und in der Lüneburger Heide. Und eben diese Landschaft findet sich auch im Norden Hollands, in den Provinzen Utrecht, Gelderland, Overijssel und Drenthe; sie umfaßt die sogenannte Veluwe und verliert sich in den Mooren der Emsniederung. Ihre Eigentümlichkeit ist ein welliger Boden, der vom Schmelzwasser zernagt und zerschnitten ist; sie besteht aus sandigen Hügeln, auf denen Heidekraut, Kiefern, Birken und Akazien gedeihen; es sind dort, wo das zufließende Wasser nicht Abfluß fand, Hochmoore entstanden, und es gibt sodann noch sandige Ablagerungen, die durch den Druck des Eises bergartig aufgestaut worden sind.
Diese Bodengestaltung traf der Mensch an, ihr mußte er seine Existenzmöglichkeit abringen. Die frühesten Ansiedler, von denen sich geschichtliche Kunde erhalten hat, die alten Bataver, saßen auf dem höher gelegenen Sandgebiet, oder sie legten ihre Wohnsitze auf künstlich erhöhten Hügeln (Terpen) an. Sehr bald aber stiegen sie auch ins Tiefland hinab. Die ersten, die sich auf dem moorigen Boden ansiedelten, mußten, als sie vom Fischfang zum Bodenbau übergingen, um dem nassen Grund einen Ertrag abzugewinnen, ihr Stück Land erst einmal roden von dem Baumwuchs und Gesträuch, die sich oft undurchdringlich dicht angesiedelt



Hokusagi: Watende Blinde

hatten, und sie mußten das so anbaufähig gemachte Land dann vor den dauernden Überschwemmungen der Flüsse und des Meeres schützen. Sie taten es, indem sie Dämme aufwarfen, ihr Land in einer primitiven Weise eindeichten und das Wasser, das von selbst nicht abfließen wollte, mühsam ausschöpften. So gewannen sie ein Stück Land, auf dem sie wohnen konnten und das sich als sehr fruchtbar erwies. Mit der Zeit vermehrte sich die Zahl der Ansiedler und damit auch die Zahl der einzeln eingedeichten Landstücke. Als sich Gemeinden bildeten, lag es nahe, das Geschäft des Eindeichens gemeinsam zu betreiben. Der Zwang zum Zusammenschluß war um so stärker, als verheerende Sturmfluten das schon Erreichte oft vernichteten oder in Frage stellten, als die kolonisierende Arbeit ein ununterbrochener Kampf mit den Naturgewalten war, und als sich herausstellte, daß gemeinsame Arbeit die besten Abwehrmöglichkeiten schuf. Mit immer mehr Erfolg konnten die Angriffe der Fluten zurückgeschlagen werden. Im Mittelalter haben viele Tausende noch ihr Leben bei Sturmfluten eingebüßt; heute ist man allen voraussehbaren Möglichkeiten gewachsen. Der Selbstschutz ist um so besser gelungen, je mehr die mechanischen Hilfsmittel vervollkommnet wurden, je widerstandsfähiger die Deiche gebaut, je schneller und gründlicher die nassen Gebiete entwässert werden konnten — seit dem Mittelalter mit Hilfe der aus dem Orient eingeführten Windmühlen, in neuerer Zeit mit Hilfe des Dampfes und der Elektrizität. Die gewonnenen Gebiete wurden um so fruchtbarer, je systematischer sie enttorft werden konnten. Als sich Gemeinde neben Gemeinde gebildet hatte und eine organisierte Nation entstanden war, mußte die Arbeit des Deichens notwendig vom Staat übernommen oder doch beaufsichtigt werden. Männer mit besonderer Sachkenntnis nahmen diese Arbeit beruflich in die Hand und entwarfen einen Gesamtplan für das ganze Land.

Es hat zwei Jahrtausende gedauert, bis dem Meere eine große blühende Landschaft abgewonnen war. In dieser Zeit ist aber auch ein Gebiet gewonnen worden, das fast die Hälfte des heutigen Hollands ausmacht und das zu den fruchtbarsten Landstrichen Europas gehört. Vom Kleinen schritt man zum Großen. Weite Binnenseen wurden ausgetrocknet. Ein Beispiel für viele ist die Trockenlegung des 183 qkm großen Haarlemer Meeres, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts vorgenommen wurde. Auch heute noch geht die Arbeit ununterbrochen weiter. Eben jetzt ist das riesenhafte Werk in Angriff genommen worden, die Zuiderzee trockenzulegen. Wenn die Arbeit vollendet sein wird, ist wieder fruchtbares Land für dreißigtausend Bauernstellen gewonnen. Die ganzen Provinzen Nord- und Südholland sind in dieser Weise von den Menschen geschaffen worden, ebenso große Teile der Provinzen Groningen und Friesland. Das halbe Land besteht aus künstlich gewonnenen und befestigten Marschen, aus Meermarschen hinter den Dünen, und aus Flußmarschen, die sich an den breiten Strömen weit ins höhere Land hinaufziehen.
Dieses vom Menschen geschaffene Gebiet ist das Polderland. Überall zeigt es denselben Charakter. Jedes Wiesenstück ist in regelmäßigen Abständen von Gräben durchzogen, die das abfließende Wasser aufnehmen. Diese Gräben stehen in Verbindung mit einem breiten Kanal, aus dem das Wasser dann, über den Deich weg, durch Schleusen, mit Hilfe von Windmühlen – die daneben noch eine nützliche Arbeit leisten müssen – oder durch Dampf und Elektrizität in einen andern Kanal geschafft wird, der höher liegt. Von dort gelangt das Wasser dann in die Flüsse oder in die großen, mit dem Meer verbundenen Kanäle. Die Wasserspiegel haben also sehr verschiedene Höhen. Das Land liegt bis zu fünf Metern unter dem Meeresspiegel. Das gibt der

Landschaft einen eigenen Charakter. Um so mehr, als die gerade gezogenen Deiche zu natürlichen Wegen und Fahrstraßen für Wagen und Eisenbahnen werden, als der Reisende das Land also immer ein wenig von oben sieht und einen weiten Überblick hat.
Die Unterhaltung und Sicherung dieses weitverbreiteten, komplizierten Deich- und Kanalnetzes bedarf der angestrengten Arbeit des einzelnen, der Gemeinden und des Staates. Darum sind die Holländer auch zur Weltautorität geworden in allem, was mit Deich- und Kanalbau zu tun hat. Die Gräben und Kanäle müssen dauernd entkrautet und vor dem Zuwachsen bewahrt werden, immerfort wird gebaggert, Schleusen und Brücken sind zu bauen und zu reparieren, und die größeren Kanäle müssen brauchbar bleiben für den regen Schiffsverkehr kreuz und quer durchs Land. Daneben werden immer neue Gebiete eingedeicht und den alten angegliedert. Dann wird der fette Boden so bearbeitet, daß Gemüse und Ölfrüchte dort gedeihen, daß Gras wächst und schönes Vieh dort weidet, wo vor kurzem noch ein flaches Wassergebiet sich dehnte.
Was sich dem Auge im Polderland darbietet, ist ein Paradies. Es ist eine Landschaft, die bis ins letzte die Hand des Menschen verrät, die vollständig sozialisiert erscheint, und in der die Natur—das ist das Wunder — doch freier als anderswo zu schalten scheint. Ein straffer Rhythmus herrscht, betont von den regelmäßig gezogenen Gräben, Kanälen und Deichen, von den geraden Baumalleen, die immer irgendwo in der Ferne dahinziehen, von den in ziemlich gleichen Abständen errichteten Windmühlen und von den charakteristischen Anlagen der Zugbrücken und Schleusen. Alle Dominanten sind in dieser Landschaft horizontal, alles streicht waagerecht dahin und wirkt damit so stark auf das Auge, daß die kleinste Erhöhung wahrgenommen wird. Jede Windmühle, jeder ferne Kirchturm, jedes Segel und

jeder Schiffsrumpf wirkt monumental. Die weite Landschaft erscheint in viele Pläne geteilt. Bäume und Büsche ziehen in Reihen, sich hinten verjüngend, dahin, Feld baut sich an Feld, der Horizont liegt tief, und der Punkt, wo Erde und Himmel sich berühren, scheint unendlich weit entfernt zu sein. Saftig grüne Wiesen in gelber Blüte, in der Ferne abgeschlossen durch Baumkulissen. Bunt gesprenkelt von den schwarzen, weißen und braunen Tupfen des weidenden Viehs, das während des ganzen Sommers draußen grast. Weide wechselt mit Heuland, auf dem altertümliche Heufeime stehen, wie schon vor Jahrhunderten. In schattigen Baumgruppen liegen die Gehöfte, und durch den Horizont schneiden steil und nachdrücklich die fernen Kirchtürme. Die Landschaft ist unendlich einfach, doch ist sie unergründlich in ihrer verblauenden Raumtiefe. Vor Hunderten von Jahren sah sie schon ähnlich aus wie heute; und doch hat sie gar nichts Historisierendes.

Drei verschiedene Landschaften finden sich also in Holland hart nebeneinander: Die eben geschilderte Landschaft des Poldergebiets, die Landschaft des Dünenstrichs und die Moränenlandschaft, das sogenannte Sandland.

Die Dünenlandschaft ist eine Welt für sich. Sie ist urwüchsig, noch heute, und scheint von des Menschen Hand kaum berührt. Das Meer wirft seine ewige Brandung gegen die Küste. Dann kommt ein Streifen sandigen Strandes, und dahinter erheben sich die aus Flugsand gebildeten Dünen, bewachsen zunächst nur mit einem bleichen Strandgras. Reihenweis steigen die Dünenberge dann hintereinander an, zuweilen zu beträchtlicher Höhe. Der Dünenstreifen zwischen Meer und Polderland ist stellenweise recht breit. Zwischen Bergen op Zoom und Noordwijk ist der Dünengürtel bis zu vier Kilometer breit. Diese Tiefe wird damit erklärt, daß die Dünen nicht eine einmalige Bildung sind, sondern daß sich zweimal ein Dünenwall gebildet hat, daß

die älteren Dünen zum Teil im Meer verschwunden sind, daß sie zwischen Bergen und Noordwijk aber, hinter den neuen Dünen, erhalten sind. Dünen sind bewegliche Gebilde, da der Wind sie beständig umformt und zur Wanderung zwingt. Zur Ruhe sind auch die holländischen Dünen noch heute nicht gekommen. Man verwendet darum viel Arbeit darauf, man befestigt den Sand, indem man ihn mit Gras, Ginster und Buschwerk systematisch bepflanzt. Das Betreten des Dünengebiets ist abseits der wenigen zum Meer führenden Straßen verboten, damit das Wachstum nicht gestört wird. Auch dieses ist eine Art von Deicharbeit, denn die Dünen sind die natürlichen Meerdeiche. Darauf weisen auch die überall durchgeführten Sicherungen durch Buhnen und Wellenbrecher, die die Gewalt der Brandung auffangen.

In der Gegend von Noordwijk und Zandvoort kann man von wahren Dünengebirgen reden. Wenn auch Höhen von sechzig Metern kaum überschritten werden, so wirken die Dünen doch bedeutend höher. Alles ist relativ. Inmitten des Dünengebiets befindet man sich in einer völlig in sich abgeschlossenen Welt, in einer Welt mit Hügeln und Tälern, in einer seltsamen Landschaft mit niedrigen Wäldern, Heidestrecken und schroff oder sanft abfallenden Höhen, auf denen oben der zutage tretende Sand hell aufglänzt. Die Dünenlandschaft ist hinreißend durch die reiche Abwandlung weniger Formen, durch die Einheitlichkeit des verstaubten Gesamttons und durch das Leben des Lichts auf allem. Ihre eigene Wirklichkeit hat diese Welt und ihre eigene Romantik. Nichts kann eindrucksvoller sein, als wenn man den Standpunkt auf einer Höhe des Dünengebirges wählt – hier und dort ist es möglich – und nun unten das wundervolle parkartige Land hinter den Dünen, das flache, fruchtbare Poldergebiet und in der Ferne Haarlem, Leiden oder Amsterdam liegen sieht, ringsumher aber

das sandige, heideartige, weltabgeschiedene Dünenland, in dem kaum ein Zeichen menschlicher Tätigkeit sichtbar wird, und dahinter endlich das Meer mit seiner rauhen Gewalt. Mit einem Blick umfaßt man Gegensätze, die sich wie in einem Kunstwerk einen. Wo die alten Dünen mit dem Polderland zusammenstoßen, wo sie schon stark abgetragen sind, wo sich Marsch- und Geestland vermischt haben, begünstigt der Boden nicht nur das Wachstum der Laubbäume, was die herrlichen Parkanlagen am Ostabhang der Dünen erklärt, sondern auch die Zucht von Blumenzwiebeln. Darum hat vor allem auf der Strecke zwischen Bergen und Leiden die berühmte holländische Blumenzwiebelkultur ihren Sitz. Dort kann man im Frühjahr große Felder von Hyazinthen und Tulpen, von Krokus, Narzissen und Anemonen in Blüte sehen, dort werden auch in den Sommermonaten noch andere Blumenarten in üppiger Fülle gezogen. Der Eindruck des Blumenteppichs kommt zu allem andern hinzu. Es sind Blumen, die importiert worden sind, die eigentlich Mittelmeercharakter haben, die darum in die fruchtbare, aber auf Graugrün gestimmte Landschaft die Romantik jäher, exotischer Farben bringen, die dann aber wieder in strengen Vierecken so geordnet sind, daß sie sich der stilisierten Landschaft mit einer fremdartigen Natürlichkeit einfügen.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Dünenlandschaft hat das Gebiet der alten Moränen. Man spürt dieses Gebiet bald, nachdem man Amsterdam verlassen hat und nach Osten fährt. Sandige Bodenerhöhungen tauchen auf, Heideland und Kieferngehölz. Sie verschwinden, kommen wieder, dehnen sich aus und bilden endlich ein zusammenhängendes Ganze, während der Boden bis zu fünfzig, stellenweise sogar bis zu hundert Meter ansteigt. Die Straßen schwingen sich höher hinauf, und man überblickt eine weite bewaldete Landschaft, die sich nordwärts dahinzieht, ein malerisch

regelloses Gemisch von Höhen, flachen Tälern und kesselartigen Vertiefungen, bewegte Hügelrücken in vielen Reihen hintereinander. Man denkt an die Lüneburger Heide und an die Mark. Es ist dieselbe Struktur, dieselbe feine Melancholie, dieselbe akzentreiche Stille und derselbe Reiz des stumpf blaugrünen Gesamttons. Im Norden geht diese Landschaft in torfreiche Hochmoore über, in Ödland und Heide; doch dringt überall die Landwirtschaft siegreich vor mit ihren Kornfeldern, und auch die Forstwirtschaft macht sich bemerkbar. Dort, wo das hügelige Sandgebiet zur Ebene hinabsteigt, bietet der Boden der Waldbildung die günstigsten Bedingungen. Schöner dichter Laubwald, an vielen Stellen parkartig gelichtet, zieht sich, wie bei Arnheim, bis zum Rhein hinab. Auch diese Landschaft hat noch etwas Ursprüngliches bewahrt, auch sie bietet einen fast kunstmäßig wirkenden Gegensatz zu der fruchtbaren Kulturlandschaft des Poldergebiets.

Zusammengesehen geben die drei Landschaften: Moränengebiet, Polderland und Dünenstrich, einen eigenartigen und wundervollen Dreiklang. Die Bodengestaltung Hollands erscheint durch diese Gegensätze geistreich. Was man landschaftlich erlebt, ist Erdbildung an einer Peripherie. Geologisches wird auch dem Laienauge einmal verständlich, Jahrtausende bieten sich in Formen dar, die anschaulich faßbar sind.

Darüber wölben sich die hohen Himmel von Horizont zu Horizont. Es sind keineswegs Schönwetterhimmel. Das graue Wetter herrscht vor, das nahe Meer bringt Dünste, Nebel und Feuchtigkeit, und wenn es auch selten sehr kalt ist, so ist es doch selten auch warm. Die Feuchtigkeit aber macht, daß das Licht nie trocken und tot erscheint, daß es immer ein warmes, farbiges, wohltuendes Licht ist, das auf die weite Flachlandschaft herabrieselt. Die holländischen Landschaftsmaler haben diese grauen, oft schweren Wol-

kenhimmel gemalt, wie sie die Dünen, das Meer und die weite Wiesenlandschaft gemalt haben, diese Wolkenhimmel, die sich ins Unendliche verkürzen und so mächtig doch den Raum herstellen, an denen drohend-schöne Wolkengebilde unaufhörlich vom Meer hinaufwandern und nach Westen weiterziehen. Es ist ein Wetter, das frisch und feucht aus dem Meere heraufsteigt, ein Werktagswetter; es sind die Himmel der Küsten. Kein Klima, kein Wetter zum Träumen und Schwärmen. Unter diesen Himmeln hat der Mensch gelernt sich zu behaupten, sich zu wehren und von sich selber ein Höchstes zu fordern.

Aus dem kommenden Buche „Holland".

*

AUS DEN SINNSPRÜCHEN OMARS DES ZELTMACHERS

Des Lebens Karawane zieht mit Macht
Dahin, und jeder Tag, den du verbracht
Ohne Genuß, ist ewiger Verlust. –
Schenk ein, Saki! Es schwindet schon die Nacht.

*

Vom Himmel reißt der Morgen das schwarze Tuch
Der Nacht, drum füll mit Magierwein den Krug,
Saki, und reib dir deine Augen wach!
Glaub mir, du schläfst dereinst noch lang genug. –

*

Unter des Mondes wechselvollem Licht
Das Schicksal uns kein Morgenrot verspricht.
Drum trink im Schein des Monds, denn mancher Mond
Blickt auf die Erde einst und sieht uns nicht!

*

Die goldnen Lichter, die am blauen Weltrad gehn,
Haben sich viel gedreht und werden viel sich drehn. –
Und wir, im ewgen Kreislauf der Erscheinungen,
Kommen auf kurze Zeit, um wieder zu vergehn.

*

Wenn längst wir nicht mehr sind, wird sich dies Weltrad drehn,
Wenn unsre Spuren längst im Sand der Zeit verwehn.
Einst waren wir noch nicht – und 's hat nichts ausgemacht;
Wenn einst wir nicht mehr sind – wirds auch noch weitergehn.

*

Dem Töpfer sah einst im Basar ich zu,
Wie er den Lehm zerstampfte ohne Ruh.
Da hört ich, wie der Lehm ihn leise bat:
„Nur sachte, Bruder, einst war ich wie du."

*

Dort auf dem Wiesengrün, vom Bach umflossen,
Sind tausend prächtge Blumen aufgeschossen.
Tritt leise auf das Grün! Wer weiß, obs nicht
Aus einer Blumenwangigen Staub entsprossen! –

*

Als ich noch in der goldnen Jugend stand,
Schien mir des Daseins Rätsel fast bekannt.
Doch jetzt, am Schluß des Lebens, seh ich wohl,
Daß ich von allem nicht ein Wort verstand.

*

Hoch überm Firmament sucht ich die Quelle
Von Vorbestimmung, Paradies und Hölle.
Da sprach mein weiser Lehrer: „Freund, in dir
Allein sind Kismet, Paradies und Hölle."

*

In einem Arm den Krug, im andern den Koran,
Bald auf dem graden Weg, bald auf verbotner Bahn,
So bin ich unter dem türkisgewölbten Dom
Kein ganzer Heide und kein rechter Muselman.

*

Nach Regeln der Vernunft zu leben,
Ist zwar ein gar vergeblich Streben,
Doch Meister Schicksals flinke Hand
Schlägt tüchtig zu und lehrt uns leben.

*

O Herr! von Selbstgefälligkeit erlöse mich!
Lenk mich zu dir, und von mir selbst erlöse mich!
Solang ich nüchtern bin, kenn Gut und Böses ich,
Vergessen laß im Rausch du Gut und Böse mich.

*

Daß ich geboren ward, verdank ich deiner Huld,
Mein hohes Alter deiner Langmut und Geduld.
Nach hundertjährgem Sündenleben will ich sehn,
Ob deine Gnade größer oder meine Schuld.

*

Den Weg zur Rose hat noch nie gefunden,
Wer nicht auch ihres Stachels Schmerz empfunden.
Nie wär der Kamm zu Liebchens Haar gelangt,
Trüge sein Leib nicht hundert tiefe Wunden.

*

Heut ist der holde Tag nicht warm und kalt auch nicht,
Die Wolke wäscht der Welt ihr Blumenangesicht,
Ich hör die Nachtigall, wie sie zur Rose spricht:
„Blüh auf und lieb und trink, eh dich der Herbstwind bricht."

*

Ein Liederbuch, ein Brot, ein irdner Krug voll Wein,
Vom Lamm ein Schenkelstück – und dann so ganz allein
In weiter Flur mit dir, du tulpenwang'ge Maid,
Ein Sultan möchte wohl an meiner Stelle sein!

*

O weh um jenes Herz, in dem kein Feuer brennt,
Das nicht die hehre Glut der Liebessonne kennt;
Wer einen ganzen Tag ohn Liebe hingebracht,
Tut recht, wenn jenen Tag er 'nen verlornen nennt.

Aus dem Persischen übertragen von
Friedrich Rosen (Insel-Bücherei, Nr. 407)

*

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER / JUGEND-ERINNERUNGEN

Es wird unter unsern Himmelsstrichen nur verhältnismäßig wenigen glücken, etwa in einem Planwagen zur Welt zu kommen und somit gewissermaßen „sub divo", d. h. unter freiem Himmel, das Licht der Welt und der Kindheit vagabondierenderweise zu erblicken. Der seßhaft gewordene Höhlenbewohner, als welcher der heutige Europäer sich darstellt, pflegt insgemein auch seine Sprößlinge innerhalb steinerner sechs Wände ins Leben zu befördern. Ein Zimmer ist ihr erster Aufenthalt, ein Haus die erste Provinz, mit der ihre Welteroberung beginnt. Und so nehme ich denn auch an, daß es den meisten unter uns gehen wird wie mir, und daß das Vaterhaus – oder dem auch in diesem natürlichen Bedürfnis mit einem Ersatz vorliebnehmenden Großstädter doch die Elternwohnung – den meisten mehr sein wird als eine sentimentale Metapher, nämlich der Punkt, zu dem die Erinnerung zurückkehrt, wenn sie sich daran begibt, ihren eigenen Anfang aufzusuchen.

Wohl dem, dem dieses Vaterhaus zugleich ein Urväterhaus sein durfte, der mit dem ersten Blick des Erwachens in eine Vergangenheit hineinsehen durfte, in der gleichsam noch leiblich nah gute Geister der Vorzeit den Neuankömmling glückwünschend und beschirmend willkommen hießen. Doppelt wohl, wenn er in solchem Vaterhaus verbleiben darf, wenn die Stätte seiner Kindheit zugleich die seiner Mannesjahre bleiben darf, wenn er seine eigenen Kinder um den gleichen Herd erwachsen sieht, dessen Flamme ihn selber zuerst beschienen und erwärmt hat. Wenigen wird dies innerhalb des labileren Wohlstandes, der rascher zu Ende gelebten Überlieferung unserer bürgerlichen Welt zuteil, um so wenigeren, je mehr auch innerhalb der besitzenden Klasse die Ungewißheit und Unstäte des eigenen Inneren und der äußeren Lebensbedingungen und Einflüsse den Begriff des Besitzes selbst gegenüber anderen sozialen Bindungen als den eines eher fragwürdigen Prekariums erscheinen lassen.
So konnte denn zwar mein Vater seinen Kindern in einer engen, hochgiebligen Straße der Altstadt ein Altväterhaus zeigen, in dem noch seine eigne Kindheit groß geworden war, konnte von den vergoldeten Ledertapeten im Saale erzählen und den hohen, geräumigen Kornspeichern, Tummelplätzen der Ratten, die sich hinter dem engen, schmalen Hofe anschlossen, von seinem Taubenhaus im Hof und seinem Schlafkämmerchen, in dem es winters so kalt war, daß nicht nur das Wasser im Waschbecken, sondern auch die Wolldecke vorm Munde des Schlafenden gefror. Aber längst war das alte Haus in andern Händen, längst war die Straße wie das ganze Viertel von den Familien des Kaufmannsstandes verlassen und sah die ehemaligen Bewohner und ihre Nachkömmlinge nur noch zu den Geschäftsstunden als Inhaber der gleichen, jetzt zu Kontor- und Probenzimmern herauf- oder herabgewürdigten Räume, in denen

ihre Mütter und Großmütter geboren, ihre Vorfahren sich um den täglichen oder feiertäglichen Tisch versammelt hatten. Ich kann mich noch eines derartigen Hauses entfernter Verwandter erinnern, in dem noch lange zwei alte Schwestern hausten und aus dem dann eine berühmte, präch-



tig geschnitzte Treppe in einen von der Stadt unter Zuhilfenahme alter Zieraten halb als Sehenswürdigkeit, halb als Speise- und Trinklokal errichteten Neubau wanderte. Noch eines anderen alten Hauses jener Gegend erinnere ich mich, in dessen breite und finstere Hausdiele noch das mächtige Tauende jener bei uns „Kran" genannten Winde herabhing, mittels derer die Ballen, Fässer und Kisten in die

oberen Speicherräume befördert wurden, und dessen Wohnzimmer mit einer Auslucht steil über dem Strom hing, dessen Rinne, schmal und unergiebig, wie sie leider Gottes war und ist, doch seit Menschengedenken einen beträchtlichen Teil von den Schätzen dieser Erde hier heran und gegen gemünzten Entgelt weiter ins Land hinein oder hinaus über die unvorstellbare Weite des Weltmeeres getragen hat. Aber jetzt „wohnt" in diesem Viertel, wie man so zu sagen pflegt „niemand" mehr, seitdem sogar eine Anzahl geistlicher Würdenträger aus der immer lärmender und untraulicher gewordenen Nähe der Altstadtkirchen in eine der Zurückgezogenheit ihres Amtes und ihres Studiums angemessenere vorstädtische Behausung geflüchtet ist. Wobei freilich zu erinnern wäre, daß jener „Niemand" sich immerhin noch in einer recht beträchtlichen Anzahl von kleineren Geschäftsleuten, Handwerkern, Wirten, Hausverwaltern und anderen in der Stätte ihres Berufs Wohnhaften verkörpert.
Auch unser Haus – denn dies Haus, in dem ich zur Welt kam und bis zu meinem zehnten Jahre wohnen durfte – empfinde ich als „unser", die späteren nur mit Einschränkung –, lag in einem Quartier, das damals noch in vollem Umfange als vorstädtisch anzusehen war, während es heute schon in bedrohliche Nähe des Stadtinnern und der Überflutung durch den Geschäftsverkehr gerückt ist. Unser Haus stand Mauer an Mauer mit andern, gleichartigen; Nachbarn und Gegenüber, alle in jenem freundlich und zierlich geschmückten Stil des späten Berliner Klassizismus erbaut, der noch über die siebziger Jahre hinaus im ganzen Norden der herrschende war. Es war mit seinem immergrünen Vorgarten und seiner Vierfensterfront ein durchaus banales Haus von mäßiger Stattlichkeit, dem auch die Tatsache, daß sein Vorbesitzer ein ehrwürdiger und überaus langlebiger Bürgermeister und Regent unsres Stadt-

staates gewesen, eine eigentliche Weihe nicht mitzuteilen vermochte. Und doch, als ich, nach der mit dem Ableben meines Vaters gegen Kriegsende erfolgten Auflösung unsres späteren, weit vor der Stadt in einem großen Garten gelegenen, viel schöneren und geräumigeren Familienhauses in die Vaterstadt zurückkehrend, mich nach einer neuen Behausung umzusehen hatte, hegte ich keinen dringenderen Wunsch als den, der alte Herr, der nun schon seit Jahrzehnten vergnügt und zufrieden in „unserm" alten Hause wohnte, möchte von einem plötzlichen Ekel an seinem Besitz oder, wenn das nicht fruchte, von einem für mich aussichtsreichen Kräfteverfall heimgesucht werden. Er möge mir den letzteren, doch nicht ganz ernst gemeinten Wunsch verzeihen; die Nichterfüllung jenes ersten Wunsches verzeihe ich ihm nie.

Denn es ist so: Dieses an sich völlig belanglose Dutzendhaus, bei dessen Verlassen der Zehnjährige, freilich nicht ohne Anlehnung an ein empfindsames Vorbild aus dem damals viel verbreiteten Hamburger Kinderbuch „Roland und Elisabeth", bittere Tränen vergoß und zum erstenmal an der Unfehlbarkeit seiner Mutter zweifelte, auf deren Drängen hin die schon etwas lärmend gewordene Gegend mit einer stilleren und modischeren vertauscht wurde, hat mir, so absurd das klingen mag, zeitlebens wie ein verlorenes Paradies vor der Seele gestanden. Ich habe es nie wieder betreten, würde mich aber heut noch im Dunkeln zurechtfinden, weiß noch jedes Boden- und Kellergelaß, zu geschweigen der Speisekammer und der Küche mit den hellen Fliesen und dem großen Küchentisch, an dem wir vor Weihnachten die braunen Kuchen mit blechernen Stanzen zu Rosetten, Sternen, Halbmonden und anderem mehr formen und mit einem Mandelherzen versehen durften, eine Freude, die wenigstens für mich größer war als das Verspeisen des eher groben und allzu stark gepfefferten Gebäcks. Gedenke ich aber jenes

riesigen und kunstvollen Weihnachtsbackwerkes, das zu eben der Zeit auf einer anderen Anrichte von erfahrenen Händen gerührt, gewalzt, geknetet, bestreut und mit allen Zutaten kanonischer Vorschrift versehen wurde, spreche ich das Wort „Klaben“ aus, so bin ich sicher, auf dem Antlitz jedes meiner engeren Mitbürger beiderlei Geschlechts einem verständnisinnigen Schmunzeln zu begegnen; denn dies durch ein Übermaß von Butter, Zucker, Rosinen, Korinthen, Zitronat und Rosenwasser fast zur Unverdaulichkeit des Marzipans entstellte Brot der hohen Kirchenfeste ist für jeden Bremer Ambrosia. An besagtem Küchentische fand man mich einmal – etwa in meinem fünften oder sechsten Jahr – jämmerlich schluchzend; und ich erinnere mich sehr wohl, daß ich auf die Frage nach der Ursache meines Kummers erwiderte, ich weine über mein junges Leben, das ich in dem nächsten Krieg werde dahingeben müssen. Das Gelächter, dem diese, ich gestehe es, nicht ganz vorsichtige Entblößung meines Innern begegnete, schallt mir noch heute in den Ohren. Aber, um mich nicht materieller zu machen, als ich leider Gottes bin, nicht Küche und Speisekammer stellten das Paradies meiner Kindertage dar, sondern der eigentliche „Paradeisos“ des Hauses, der nach hinten gelegene schmale, aber sonnige und ungewöhnlich tiefe Stadtgarten, zwischen dessen nach altem Schifferbrauch schwarzgeteerten Holzplanken im Frühling unter der Obhut des Gärtners und meiner Mutter Vergißmeinnicht und Stiefmütterchen, tränende Herzen, Rhododendron und Azaleen blühten und gegen Herbst an manchem Fruchtbaume Reinetten und Gravensteiner, Aprikosen, Pfirsiche und Walnüsse alljährlich in – für die Erinnerung wenigstens – gleicher Fülle zu unverwehrtem Genusse winkten. Auch hier fehlte ein Taubenhaus nicht, ja selbst ein kleiner Hühnerhof war zeitweilig vorhanden; denn sparsam betriebene Geflügelzucht war eine der wenigen Liebhabe-

reien — vielleicht die einzige —, die der gegen sich selbst ungewöhnlich karge und strenge Hausherr sich gestattete. So wurden denn auch zweimal im Jahre die besten und tauglichsten der Hühner in einen Korb gepackt, um den Umzug der Familie aufs Land oder in die Stadt mitzumachen. — Auch der Gartenpavillon, hinter dem ich meine ersten schmachvoll mißglückten und noch schmählicher entdeckten Rauchversuche angestellt, machte einmal einen solchen Umzug mit, indem er, anhänglicher als das alte Haus selbst, bei dessen Verkauf seinen bisherigen Charakter als Immobile verleugnend, mit uns auf einen inzwischen erworbenen Sommersitz hinauszog, um dort, unsern Kinderspielen dienend, als ein leibhaftiger Zeuge unwiederbringlich verlorener Vergangenheit sich niederzulassen.

Es ist sonderbar: Ich habe das Schicksal gehabt, während meiner Kinderjahre und auch später, solange es noch ein Vaterhaus gab, in vielen ländlichen Aufenthalten, in schönen und geräumigen Gärten für eine Weile heimisch zu sein; gerne denke ich ihrer aller; aber bei keinem meldet sich mein Herz mit rascherem Pochen so wie bei jenem ersten, engsten und unergiebigsten dieser Gärten; an keine seiner Einzelheiten darf ich mich ohne Sehnsucht erinnern, nicht an die Pyramideneiche, die, von der Mitte her königlich ausgreifend, wohl fast seine halbe Breite füllte, nicht an die große, schattige Eschenlaube, deren nachmalige Wiederholung in unserm Landgarten mir doch nur immer als eine mißglückte Replik erschienen ist, nicht an jenes zarte Rankgewächs — es muß eine zwergige Spielart des Caprifolium gewesen sein —, das, an einem Rosenhochstamm rankend, sich der besonderen Liebe meiner Mutter erfreute, oder an die Rhabarberstaude, deren strotzende rote Blattknospen der Vater uns im ersten Frühjahr als ein Sinnbild der ins Licht verlangenden Kräfte des Erdinnern zu zeigen pflegte. Veilchen und Immergrün, die liebliche blaue Vinca

minor, meiner Mutter Lieblingsblume, gab es an schattigerer Stelle; und gegen Frühling sproßten im Vorgarten zwischen den Ilex und Tuja im Schutz der bis an die Straße vordringenden, efeubewachsenen Wand des Nachbarhauses die Maiglöckchen.
Aber auch andere, dramatischere Bilder steigen, während ich unseres Gartens gedenke, vor mir auf. Wir spielen Indianer. Der weiße Mann ist an einen Baum gebunden, nach allen Regeln der Kunst skalpiert und von zahllosen Geschossen durchbohrt. Verendet, eine jammervolle Leiche, hängt er am Marterpfahl. Ich, dem siegreichen Stamme der Sioux angehörig, schleiche mit dem katzengleichen Schritt der Rothäute herzu und – verderbe in dem Bestreben, die Illusion auf die Spitze zu treiben, den ganzen Effekt, indem ich an den „Toten" herantrete, ihn beschnüffle und mich umwendend in wohldosierter Mischung von Siegerstolz und Abscheu ausrufe: „Er stinkt schon." Hohngelächter der Älteren und unauslöschliche Schande belohnen diesen ersten Versuch, Dichtung als Wahrheit zu behandeln. Ein anderes Bild: Ich wälze mich auf dem sonnigen Rasen und tolle mit unserm Hund. „Schnauz" war sein Name; und ein Schnauzer war er auch der populären Terminologie nach. Aber mitten im Tollen und Spielen halte ich inne und ziehe den vierbeinigen Gefährten wehmutsvoll an meine Brust; denn plötzlich wird mir klar, daß all meine Liebe und Zärtlichkeit ihm nicht zu helfen vermöge gegenüber der Tatsache, daß er keine unsterbliche Seele besitze. Denn hierüber lauteten die Instruktionen meiner Kinderjahre knapp und eindeutig. Tiere waren nützlich oder schädlich. Dieser hatte man sich zu erwehren oder sie nach Gelegenheit auszurotten; jener bediente man sich zu seinen Zwecken, dankte dem Schöpfer für ihr Dasein und behandelte sie, solange sie „mit dabei sein" durften, mit gelinder Strenge. Im übrigen gehörten sie wie Gestein und Gepflänz

der Materie an, aus der von allem sichtbaren Geschöpf allein der Mensch sich zu seiner fragwürdigen Wanderung gegen die ewige Seligkeit oder die ewige Verdammnis erhob. Die naive Grausamkeit solchen Weltbildes sollte mir allerdings in diesem meinem Kindheitsgarten noch drastischer vor Augen geführt werden. Eines Tages entsprang ein schon enthaupteter Hahn, der erste, dessen Schlachtung ich grausend und protestierend beigewohnt, dem Messer der Köchin und lief aus der Waschküche, in der die Opferung stattgefunden, zu meinem zitternden Entsetzen, kopflos wie er war, durch die offene Tür in den Garten hinaus. Und später einmal in einer verschwiegenen Ecke desselben Gartens zeigte mir mein älterer Bruder, wie man der arglosen Taube in der Hand den zum Verderben vorbestimmten Hals umdrehe.

Ich gestehe, daß mir zeitlebens die gesunde Mordlust ermangelt hat, die den meisten Knaben, vor allem auf dem Lande, derartige Hinrichtungen und Schlachtfeste als ein begehrenswertes Schauspiel erscheinen läßt. Zwar hat mich mein Abscheu gegen jede Art von Blutvergießen nicht zum Vegetarier zu machen vermocht, und ich muß den Vorwurf der Inkonsequenz, den solche Haltung nach sich ziehen mag, auf mich nehmen. Aber es sei drum, ich halte es in dieser Beziehung mit Walther Rathenau, der mir einmal erzählte, er habe auf die Frage, ob er denn nicht Jäger sei, geantwortet, er schlachte auch nicht selbst.

Aber es ist so, der Mensch verwöhnt sich gern und bildet sich gern mehr ein, als er wert ist. Gäbe es ein Gesetz, nach dem man nur Fleisch essen dürfte, das man selber habe schlachten helfen, so würden wahrscheinlich die Pflanzenesser sich bedeutend vermehren.

*



BAUERN, BÜRGER UND HANSA

JOHANNES BOEMUS ÜBER DIE LAGE DER BAUERN
(um 1500)

Landleute heißen, die das Land von Dorf zu Dorf und von Hof zu Hof bewohnen und es bebauen, sie führen ein elendes und hartes Leben. Jeder von ihnen lebt demütig für sich, von anderen getrennt, mit seiner Familie und seinem Vieh. Ihre Wohnungen sind aus Lehm und Holz errichtete und mit Stroh bedeckte Hütten, die nur wenig über den Erdboden hervorragen. Hausbrot, Haferbrei, gekochtes Gemüse sind ihre Speisen, Wasser und geronnene Milch ihre Getränke. Die Leute stecken alle Zeit in Arbeit, Unruhe und Dreck. In die benachbarten Städte schleppen sie, was sie von ihren Feldern und dem Vieh gewinnen; sie selbst kaufen sich dort, was sie eben brauchen, da bei ihnen keine oder nur wenige Handwerker wohnen.

In die Kirche, die in jedem Dorf steht, gehen sie am Vormittag jeden Feiertages und hören dort von ihrem Priester das Wort Gottes und wohnen dem Meßopfer bei; am Nachmittag kommen sie unter der Dorflinde oder auf sonst einem öffentlichen Platz zusammen und erledigen ihre Angelegenheiten. Die jungen Leute führen dann beim Klange von Pfeifen und Schalmeien ihre Reigentänze auf, die Alten gehen in das Wirtshaus und trinken Wein.

Auf freies Feld geht kein Mann unbewaffnet, für jeden Zwischenfall trägt der Mann das Schwert an der Seite. Jedes Dorf wählt unter seinen Bewohnern zwei oder vier Männer aus, die man Bauernmeister nennt und die bei Streitsachen, bei Verträgen und öffentlichen Angelegenheiten Friedensrichter sind. Diese Bauernmeister haben aber nichts zu befehlen, das ist Sache der Herren oder der von diesen ernannten Schultheißen.

Den Herren müssen die Bauern oftmals im Jahre dienen:

das Feld beackern, säen, ernten und die Frucht in die Scheuern bringen, Holz fällen, Häuser bauen und Gräben ausheben. Es gibt nichts, wovon die Herren nicht behaupten, daß das geknechtete und arme Volk es ihnen nicht schulde; die Leute können auch nicht wagen, die Ausführung eines Befehles zu verweigern, da sie dann schwer bestraft werden.
Nichts aber bedrückt diese Leute so, als daß der größere Teil der von ihnen bewirtschafteten Felder nicht ihnen, sondern den Herren gehört, von denen sie sich für einen bestimmten Teil der Ernte ihr Land jährlich zurückkaufen müssen.

*

DIE GROSSE RAVENSBURGER HANDELSGESELLSCHAFT

Große Rekordanz für Genf, Avignon, Barcelona, Saragossa, Valencia und Lyon, verfaßt von Andreas Sattler für Hans Hinderofen und die Gesellen, 13. Oktober 1477. Liebe Freunde..., euch verlangt mit Recht zu wissen, wie unsere Abschlußrechnung ausgefallen ist. Was uns Gott zu Gewinn gegeben hat, waren 21 % (in drei Jahren), wofür wir dem Allmächtigen Lob und Dank sagen. Ihr werdet das wohl verstehen, denn der Lauf der Welt ist wirklich allenthalben wild und schwer und ungetreu.
Der Kaufleute sind mehr als rote Hunde, alle Winkel sind voll, und der Gewinn ist schmal. Wenn man das bedenkt, liebe Freunde, so müssen wir zufrieden sein und hoffen, daß unsere Sachen fortan besser werden; ihr selber werdet dazu helfen, wie wir zu euch allen das Zutrauen haben. So hoffen wir mit Gottes Hilfe unsere Sachen ebensowohl zu Nutzen zu schieben als andere Leute, denn wir haben einen guten Kredit und sind bis jetzt immer redlich mit unseren Waren umgegangen. Das laßt uns weiterhin so halten, so kann es uns

nicht anders denn gut gehen. Ebenso haben wir für den Kauf wie den Verkauf Kunden, um die mancher viel gäbe. Solche Stege und Wege in Deutsch- und Welschland zu haben, ist kein geringes Kleinod, dazu ein löblich ehrbar Wesen; von keiner Gesellschaft in der Welt hat man je gehört, daß sie so lange und so redlich bestanden habe, schier bei hundert Jahren. Große Almosen und Zierden zur Ehre Gottes hat die Gesellschaft gestiftet und stiftet sie noch alle Tage, und so möge es auch bleiben. Auch sind in unser Land durch die Gesellschaft großes Gut und Reichtum gekommen. Sollte dies aufhören, das wäre, meine ich, wider Gott, Schande und Schaden, es ist so mancher dadurch allenthalben erfreut worden . . .

Wenn es dir nötig scheint, lieber Jakob (Rudolf), nach Aragon zu reiten, so sei dazu willig, und helfet einander getreulich, so geht es uns desto besser . . . Du bist nun bei Allah einer der Alten, nimm die Sachen tapfer in die Hand, das mag dir und einem jeden im großen zugute kommen, es sei zu Valencia oder zu Aragon, und sei den jungen Leuten ein gutes Vorbild, das ehret dich gar wohl in allen Dingen. Hans Konrad (Muntprat), dir ist auch gar vieles und Großes trotz deiner Jugend befohlen, denke daran und überhebe dich dessen nicht, meine nicht, du wüßtest nun alles. Es steht jungen Leuten wohl an, daß sie nach dem fragen, was sie nicht wissen, besonders in solchen großen Sachen. Sei emsig Tag und Nacht bei den Büchern und beim Ankündigen, so spürt man, daß du guten Willen zur Kaufmannschaft hast, und gönnt dir die Ehren wohl. Überhebe dich ihrer nicht und ordne dich den Älteren unter, sei auch sonst züchtig und bescheiden in Kleidung, das ehret dich mehr, als wenn du hoch hinaus wolltest; ist einer auf seine eigenen Kosten draußen, so mag er den Junker spielen, wie er will. Auch ihr anderen alle, kleidet euch schlicht! Man hält dann sehr viel mehr von euch; auch

wollen wir von keinem, er sei wer er wolle, Verschwendung dulden, denn die lassen die Gewinne nicht zu. Darum, Jakob, Polai (Zwick) und Hinderofen, wenn ihr solches bemerkt, so laßt es uns bei eurem Eide wissen, ebenso anderes, es sei mit Frauen oder sonst etwas, woraus der Gesellschaft Schaden kommen könnte. Auch führt eure Bücher gut, zuverlässig und sauber, so daß man sich bei der Abrechnung daraus klar werden kann, das gehört zum Kaufmann; auch befleißigt euch guter Schrift, daß man es lesen kann...
Felix (Humpis) und ihr jungen Leute, seid bedacht und emsig beim Verkaufen, seid höflich und freundlich gegen die Leute. Ihr müßt früh und spät hinterher sein, damit ihr die Waren sauber beieinander habt, wendet auch die Nacht darauf. Wenn ihr emsig seid, so braucht man euch hinfort zu Größerem, seid ihr aber im Kleinen faul und fahrlässig, was sollte dann einer im Großen tun!...

Brief des Klaus Frauenfeld an Klaus Bützel in Bourg, Lyon 18. Juni 1479.... Deine Entschuldigung für alles haben wir wohl verstanden, sie ist gleich einem, der sich mit einer Hose zudeckt. Du meinst, durch hübsche Worte uns mit sehenden Augen blenden zu können, es wäre ebensogut gewesen, du hättest geschwiegen. Besonders mit dem Geldhafen uns etwas vormachen zu lassen, ist nicht unsere Gewohnheit. Hast du auch viel eigenes Geld, so läuft es dir doch nicht in Bächen zu. (Verschwendung) steht dir nicht wohl an auf die Unterredung hin, die man kürzlich mit dir dort draußen gehabt, und auf deine Zusagen hin. Und kurz, nichts ist uns mehr zuwider als dein stolzes Gemüt und deine Verachtung, das wollen wir, bei Gott, nicht leiden, darum bedenke dich und laß ab davon. Du bist den Winter über zu Bourg gelegen, und wir können nicht sehen, daß deine Tätigkeit sehr fruchtbar gewesen ist. Wir entnehmen deiner Antwort, daß du nicht gewillt bist,

zu Fuß (nach Spanien) zu gehen. Ebenso Gute wie du sind zu Fuß gegangen; und, Klaus, unsere Meinung ist, du besteigst das Schiff, und was man dir aufträgt zu Fuß, zu Roß oder auf dem Meer, dazu sollst du willig sein. Bist du das, so handle auch so, bist du es nicht, so treibe nicht dich und uns herum, sondern komm hierher, aber zu Fuß! dann wollen wir weiter miteinander reden. Und, Klaus, Klaus, bedenke dich recht, brich deinen stolzen Sinn, es tut nicht gut du kannst glauben, was man an dir tut, das tut man deinem seligen Vater in der Erden zulieb...

Rekordanz vom 9. Oktober 1479. – ... Jakob, du bringst junge Lehrlinge mit dir, die versorge zum besten mit Herren, denn wir wollen, daß viele dort sind, damit wir nicht an einen gebunden sind, wir werden bald noch ein ganzes Dutzend hinaussenden. Ihr wißt wohl, wem jeder zugehört, und wie man es vorzeiten gehalten hat; die Jungen, die bei den Herren sind, sind alle Feiertage in unser Haus gekommen, saßen in einer Kammer und rechneten. So soll es nach unserem Willen gehalten werden. Es ist dies den Jungen besser, als wenn sie in der Stadt umeinander spazieren. Wenn einer unserer Jungen darin nicht willig ist, so blaset ihm den Staub von den Ohren, denn wo Worte nicht helfen, tut es ein guter Streich...

Rekordanz vom 29. August 1480. – ... Item wisset, liebe Freunde, daß Klaus Frauenfeld nicht mehr einer der Unseren ist; er hat kurzen Urlaub von uns genommen, was wir von ihm nicht erwartet hätten, wiewohl er uns nichts mehr schuldet bis auf die Abrechnung. Wir haben gehört, er sei unter das reisige Volk nach Frankreich gegangen, damit geht es ihm vielleicht besser als mit der Kaufmannschaft. Wenn er also zu euch kommt, so richtet euch darnach, daß er nicht mehr zu uns gehört...

Deutscher Bauer

Kupferstich aus dem 15. Jahrhundert



Memoria für Wolf Apenteger für die Ostermesse zu Lyon und Genf, Ravensburg vor dem 18. April 1515. Lieber Wolf, du reist im Namen Gottes zur Ostermesse nach Lyon, wiewohl wir diesmal dort keine besonderen Geschäfte haben; dennoch wollen wir die Kosten dafür wohl aufwenden, da es eine Hauptmesse ist. Du sollst dir dort den Lauf der Dinge ansehen jetzt mit dem neuen König, wie der sich mit allen Nationen und Kaufleuten halten will, insonderheit mit uns Deutschen aus den Reichsstädten, ob er uns ein frei sicher Geleit geben will wie der vorige König, und was er mit uns und anderen Nationen und Kaufleuten vorhat. Werden die Eidgenossen mit ihm einig, so werden sie Kind im Haus werden, aber da wird noch viel Zeit zugehören, doch tut Geld viel. Was du über dies alles hören wirst, das berichte uns redlich...

Aus dem Werke „Bauern, Bürger und Hansa" der Sammlung „Deutsche Vergangenheit", herausgegeben von Johannes Bühler.

*

ALDOUS HUXLEY / GRÜNE TUNNEL

„In den italienischen Gärten des 13. Jahrhunderts . . ." Mr. Buzzacott brach ab, um sich zum zweitenmal von dem Risotto zu nehmen. „Ein ausgezeichneter Risotto", bemerkte er. „Nur wer in Mailand geboren ist, kann ihn richtig zubereiten, so sagt man."

„Ja, so sagt man", wiederholte Mr. Topes mit seiner traurigen, gleichsam um Entschuldigung bittenden Stimme und nahm sich ebenfalls davon.

„Ich, für meine Person", sagte Mrs. Topes mit Entschiedenheit, „finde die ganze italienische Küche gräßlich. Ich vertrage das viele Öl nicht – noch dazu heiß. Nein, danke schön." Sie schauderte vor dem dargebotenen Gericht zurück.

Nach dem ersten Bissen legte Mr. Buzzacott die Gabel nieder. „In den italienischen Gärten des 13. Jahrhunderts", begann er von neuem und vollführte dabei mit der schmalen, blassen Hand eine schwungvolle Gebärde, die mit dem Erfassen seines Bartes endete, „wandte man häufig und mit glücklichster Wirkung eine Art grüner Tunnel an."
„Grüne Tunnel?" Barbara erwachte jäh aus ihrem entrückten Schweigen. „Grüne Tunnel?"
„Ja, mein Kind", sagte ihr Vater. „Grüne Tunnel. Gewölbte Laubengänge aus Weinreben oder Schlinggewächsen. Sie hatten oft eine beträchtliche Länge."
Aber Barbara hatte schon wieder aufgehört, auf das zu achten, was er sagte. Grüne Tunnel – das Wort war zu ihr herangeschwebt durch abgründige Tiefen von Träumerei, über weite Räume von Zerstreutheit hinweg, und hatte sie in Verwunderung versetzt wie der Ton einer fremdartig klingenden Glocke. Grüne Tunnel – welch wundervoller Gedanke! Sie hatte keine Lust, ihrem Vater zuzuhören, bis er durch seine Erklärungen das Wort glanzlos gemacht hätte, – ein verkehrter Alchimist, der Gold in Blei verwandelte. Im Geiste sah sie Höhlen in einem großen Aquarium, lange Durchblicke zwischen Felsen und kaum sich regenden Wasserpflanzen und blassen, entfärbten Korallen; endlose, mattgrüne Gänge, in denen ungeheuere, träge Fische ziellos dahingondelten, – grüngesichtige Scheusale mit Kugelaugen und mit Mäulern, die sich langsam öffneten und wieder schlossen ... Grüne Tunnel ...
„In illuminierten Handschriften aus der Zeit habe ich sie abgebildet gesehen", fuhr Mr. Buzzacott fort. Abermals umfaßte er seinen braunen Spitzbart, umfaßte und kämmte ihn mit den langen, schmalen Fingern.
Mr. Topes sah auf. Die Gläser seiner runden, eulenhaften Brille funkelten, als er den Kopf bewegte. „Ich weiß, was Sie meinen", sagte er.

„Ich habe nicht übel Lust, hier in meinem Garten welche anzulegen.“
„Sie werden lange Zeit zum Wachsen brauchen“, erwiderte Mr. Topes. „In diesem Sandboden hier und so nahe dem Meere werden Sie bloß Weinreben anpflanzen können. Und die wachsen sehr langsam – sehr langsam.“ Er schüttelte den Kopf, und die Lichtfunken in seinen Brillengläsern führten einen wilden Tanz auf. Seine Stimme sank hoffnungslos, sein Schnurrbart sank, seine ganze Person sank zusammen.
„Gar so langsam wachsen sie nicht“, sagte Mr. Buzzacott zuversichtlich. Er war erst etwas über fünfzig und sah aus wie ein stattlicher Fünfunddreißiger. Er gab sich selbst wenigstens weitere vierzig Jahre, ja, er hatte noch nicht einmal begonnen, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, daß es je zu Ende sein könnte.
„Miß Barbara wird sich vielleicht dereinst an ihnen erfreuen – an Ihren grünen Tunnel.“ Mr. Topes seufzte und blickte über den Tisch auf seines Gastgebers Tochter.
Barbara saß da, die Ellbogen auf dem Tisch, das Kinn in den Händen, und starrte vor sich hin. Der Klang ihres Namens drang nur verschwommen zu ihr. Sie wandte den Kopf in die Richtung, aus der Mr. Topes sprach, und sah sich dem Glitzern seiner runden, konvexen Brillengläser gegenüber. Am Ende des grünen Tunnels – sie starrte auf die glänzenden Kreise – hingen die Augen eines glotzenden Fisches. Sie kamen näher und näher herangeschwommen in dem dämmerigen submarinen Gang.
Betroffen von Barbaras starrem Blick, sah Mr. Topes weg. Was für tiefsinnige Augen! Er konnte sich nicht erinnern, jemals so gedankenvolle Augen gesehen zu haben. Es gab gewisse Madonnen von Montagna, überlegte er, die ihr sehr ähnlich waren: sanfte, kleine, blonde Madonnen mit zarten Stumpfnäschen und sehr, sehr jung. Aber er war alt. Es würde viele Jahre brauchen, trotz Mr. Buzzacotts Zuver-

sicht, ehe die Reben zu einem Laubengang herangewachsen wären. Er nahm einen Schluck Wein und saugte dann mechanisch an seinem herabhängenden grauen Schnurrbart.

„Arthur!“

Beim Ertönen der Stimme seiner Frau fuhr Mr. Topes zusammen und hob die Serviette zum Mund. Mrs. Topes erlaubte das Saugen an Schnurrbärten nicht. Es geschah nur in Augenblicken von Geistesabwesenheit, daß er – jetzt noch – dagegen verstieß.

„Der Marchese Prampolini kommt zum schwarzen Kaffee zu uns“, sagte Mr. Buzzacott plötzlich. „Fast hätte ich vergessen, es euch zu sagen.“

„Einer von diesen italienischen Marquis vermutlich“, sagte Mrs. Topes, die kein Snob war, außer in England. Sie hob ihr Kinn mit einem kleinen Ruck.

Mr. Buzzacott beschrieb mit der Hand eine aufwärts gegen sie gerichtete Kurve. „Ich versichere Ihnen, Mrs. Topes, er gehört einer sehr alten und vornehmen Familie an. Die Prampolini stammen aus Genua. Erinnerst du dich an ihren Palazzo, Barbara? Gebaut von Alessi.“

Barbara blickte auf. „O ja“, sagte sie zerstreut. „Alessi. Ich weiß.“ Alessi: Aleppo – „allwo ein Türke, tückisch und beturbant“ – und beturbant; das hatte ihr stets äußerst komisch geschienen.

„Mehrere seiner Vorfahren zeichneten sich als Vizekönige von Korsika aus“, fuhr Mr. Buzzacott fort. „Sie bewährten sich vorzüglich bei der Unterdrückung von Aufständen. Merkwürdig übrigens“ – er wandte sich an Mr. Topes –, „wie die Sympathieen stets auf seiten der Rebellen sind, nicht? Wieviel Aufhebens die Leute wegen Korsikas machten! Dieses lächerliche Buch von Gregorovius zum Beispiel. Und die Iren und die Polen und alle übrigen. Mir erscheint es immer höchst überflüssig und abgeschmackt.“

„Ist es nicht vielleicht doch ein wenig begreiflich?“ begann Mr. Topes schüchtern und versuchsweise. Aber sein Gastgeber sprach weiter, ohne auf ihn zu hören.
„Der gegenwärtige Marchese“, sagte er, „ist der Führer der hiesigen Fascisti. Hier in der Gegend haben sie unendlich viel Gutes geleistet durch die Art, wie sie Ordnung und Gesetz aufrechterhielten und die unteren Klassen auf den ihnen gebührenden Platz verwiesen.“
„Ah, die Faschisten“, wiederholte Mrs. Topes beifällig. „So etwas sollten wir auch in England haben. Bei all diesen vielen Streiks ...“
„Er hat mich um einen Beitrag für ihren Organisationsfonds gebeten. Selbstverständlich werde ich ihm einen geben.“
„Selbstverständlich.“ Mrs. Topes nickte. „Mein Neffe, der, der im Kriege Major war, hat sich beim letzten Kohlenstreik als Freiwilliger betätigt. Ich weiß, es tat ihm leid, daß es nicht zu einem Kampf kam. ‚Tante Annie,‘ sagte er zu mir, als ich ihn letztes Mal sah, ‚wenn es zu einem Kampf gekommen wäre — wir hätten sie vollkommen knock-out geschlagen – vollkommen!‘“
In Aleppo kämpften die Faschisten, tückisch und beturbant, unter den Palmen. Das waren doch Palmen, diese buschigen grünen Wedel?
„Was? Kein Eis heute? Niente gelato?“ erkundigte sich Mr. Buzzacott, als das Mädchen ein Pfirsichkompott auf den Tisch stellte.
Concetta entschuldigte sich. Die Eismaschine im Dorfe sei kaputt. Bis morgen werde es kein Eis geben.
„Zu arg“, sagte Mr. Buzzacott. „Troppo male, Concetta.“
Unter den Palmen konnte Barbara sie sehen: sie sprangen dort herum und kämpften – sie waren beritten – auf großen Hunden – und in den Bäumen schaukelten sich riesige bunte Vögel.

„Du lieber Gott, das Kind schläft ja!“ Mrs. Topes reichte die Schüssel mit Pfirsichen. „Wie lange soll ich sie Ihnen noch vor die Nase halten, Barbara?“
Barbara fühlte, wie sie rot wurde. „Oh, entschuldigen Sie, bitte“, murmelte sie und griff ungeschickt nach der Schüssel.
„Tagträumen! Das ist eine schlechte Gewohnheit.“
„Aber eine, der wir alle manchmal erliegen“, warf Mr. Topes mit einer kleinen nervösen Bewegung seines Kopfes entschuldigend ein.
„Du vielleicht, mein Lieber“, erwiderte seine Frau. „Ich nicht.“
Mr. Topes senkte den Blick auf seinen Teller und aß weiter.
Mr. Buzzacott blickte auf seine Uhr. „Der Marchese muß jeden Augenblick hier sein. Hoffentlich verspätet er sich nicht. Ich finde, ich habe immer unter den Folgen zu leiden, wenn ich meine Siesta aufschiebe. Diese italienische Hitze!“ fügte er mit zunehmender Kläglichkeit hinzu. „Man kann nicht vorsichtig genug sein.“
„Ah, aber als ich noch mit meinem Vater in Indien war,“ begann Mrs. Topes in einem Tone der Überlegenheit – „er war im Staatsdienst, müssen Sie wissen ...“
Aleppo, Indien – immer die Palmen. Ganze Kavalkaden von Hunden – und auch von Tigern.
Concetta ließ den Marchese eintreten. Das ist nett. Freut mich, Sie kennen zu lernen. Speak English? Yés, yés. Pocchino. Mrs. Topes; und Mr. Topes, der berühmte Altertumsforscher. Ah, natürlich; kenne den Namen sehr gut. Meine Tochter. Entzückt. Oft die Signorina baden gesehen. Immer bewundert, wie sie tauchen kann. Prachtvoll! – die Hand vollführte eine weitausholende, liebkosende Gebärde. Diese athletischen englischen Signorine! Die Zähne blitzten erstaunlich weiß aus dem braunen Gesicht,

die dunklen Augen funkelten. Sie fühlte, wie sie abermals errötete, blickte zur Seite, lächelte unbeholfen. Der Marchese hatte sich bereits wieder an Mr. Buzzacott gewendet.
„Also Sie sind entschlossen, sich in unserem Carrarese anzusiedeln?“
Nein, nicht gerade anzusiedeln; Mr. Buzzacott wollte nicht so weit gehen, von Ansiedeln zu sprechen. Ein Villino für die Sommermonate. Den Winter über in Rom. Man sei gezwungen, im Ausland zu leben. Die hohen Steuern in England... Bald waren sie alle im Gespräch. Barbara betrachtete sie. Neben dem Marchese schienen sie alle halbtot. Sein Gesicht leuchtete, während er sprach. Er schien von Leben überzukochen. Ihr Vater war schlaff und bleich wie etwas, das lange Zeit vor dem Licht verborgen gewesen. Und Mr. Topes war ganz vertrocknet und verschrumpft. Und Mrs. Topes sah mehr denn je wie etwas aus, das von einem Uhrwerk getrieben wurde. Sie sprachen von Sozialismus und von den Faschisten und all dem. Barbara hörte nicht auf das, was sie redeten; aber sie war ganz davon in Anspruch genommen, sie zu beobachten.
Leben Sie wohl, leben Sie wohl! Das lebhafte Gesicht mit seinem Blitz eines Lächelns wurde wie eine Laterne von einem zum andern gedreht. Jetzt wurde es ihr zugewendet. Ob sie vielleicht einmal am Abend mit ihrem Vater und der Signora Topes kommen wolle; er und seine Schwester gäben manchmal kleine Tanzunterhaltungen. Nur ein Grammophon natürlich. Aber das sei besser als nichts, und die Signorina müsse sicherlich gottvoll tanzen – noch ein Blitz –, er könne ihr das ansehen. Er drückte ihr nochmals die Hand. A rivederla. Leben Sie wohl!
Es war Zeit zur Siesta.
„Vergiß nicht, die Moskitonetze herunterzulassen, mein Kind“, ermahnte Mr. Buzzacott. „Es droht immer Gefahr von den Anopheles.“

„Schon recht, Vater.“ Ohne sich bei der Antwort umzuwenden, ging sie zur Tür.

Dämmerung umfing sie in ihrem Zimmer, dessen Fensterläden geschlossen waren. Sogar hier war es heiß. Für weitere drei Stunden würde es kaum möglich sein, sich zu rühren. Und da machte Mrs. Topes, diese alte Idiotin, immer Geschichten, wenn man mit bloßen Beinen und nur im Bademantel zum Mittagessen kam. „In Indien legten wir stets besonderen Wert darauf, immer ordentlich und entsprechend gekleidet zu sein. Eine Engländerin muß ihre Stellung gegenüber den Eingeborenen wahren, und die Italiener, in jeder Hinsicht, s i n d Eingeborene!“ Also mußte sie stets Schuhe und Strümpfe anziehen und ein regelrechtes Kleid überwerfen, gerade für die heißeste Stunde des Tages. Was für eine dumme Gans das Frauenzimmer war! Sie streifte Kleid und Wäsche ab, so schnell sie konnte. Das war doch ein wenig besser.
Vor dem langen, in die Türe des Kleiderschrankes eingelassenen Spiegel stehend, kam sie zu dem beschämenden Schluß, daß sie aussähe wie ein schlecht geröstetes Stück Brot. Braunes Gesicht, brauner Hals, braune Schultern und Arme, braune Beine von oberhalb der Kniee abwärts; aber alles übrige war weiß, blödsinnig, verweichlicht, städtisch weiß. Wenn man nur, ohne etwas anzuhaben, herumlaufen könnte, bis man aussähe wie diese kleinen kupferbraunen Kinder, die sich im heißen Sande tummelten und wälzten. So aber war sie gerade nicht ganz durchgebraten, nur halb gebacken und vollkommen lächerlich. Lange Zeit blickte sie ihr bleiches Ebenbild an. Sie sah sich selbst, bronzefarben am ganzen Leib, den Sandstrand entlang laufen; oder durch ein Blumenfeld – Narzissen und wilde Tulpen; oder durch weiches Gras unter grauen Ölbäumen.
Sie wandte sich vom Spiegel ab, durchschritt das Zimmer

und legte sich, ohne die Moskitonetze herabzulassen, aufs Bett. Die Fliegen summten um sie, ließen sich fortwährend auf ihrem Gesicht nieder. Sie schüttelte den Kopf, schlug ärgerlich mit den Händen nach ihnen. Schließlich mußte sie sich ergeben; die Bestien waren ihr über. Aber jedenfalls war es nicht die Furcht vor den Anopheles, was sie bewog, die Netze herabzulassen.
Ungestört und regungslos lag sie nun steif ausgestreckt unter der durchsichtigen Gazeglocke. Ein Exemplar unter einem Glassturz. Diese Vorstellung beherrschte ihre Gedanken. Sie sah ein riesengroßes Museum mit Tausenden von Glasschränken voller Fossilien und Schmetterlinge und ausgestopfter Vögel und mittelalterlicher Löffel und Waffen und Florentiner Goldschmiedearbeiten und Mumien und Elfenbeinschnitzereien und illuminierten Handschriften. Aber in einem der Schränke befand sich ein menschliches Wesen, das da lebendig eingesperrt war.
Ganz plötzlich wurde ihr schrecklich elend zumut. „Gott, wie langweilig, wie langweilig, wie langweilig", flüsterte sie, ihr Gefühl laut formulierend. Würde es niemals aufhören, langweilig zu sein? Die Tränen stiegen ihr in die Augen. Wie gräßlich alles war! Und vielleicht würde es immer so schlimm weitergehen, ihr ganzes Leben lang. Siebzig weniger siebzehn, das ergab dreiundfünfzig. Dreiundfünfzig solche Jahre. Und wenn sie hundert würde, wären es mehr als achtzig.
Der Gedanke bedrückte sie den ganzen Abend. Nicht einmal das Bad am Nachmittag, nach dem Tee, hatte ihr dagegen geholfen.
Das Abendessen war langweiliger als je. Barbara ging zeitig zu Bett. Die ganze Nacht hindurch zirpte und zirpte dieselbe alte, aufreizende irritierende Zikade in den Pinien, eintönig und regelmäßig wie ein Uhrwerk. Zip-zip-zip, zip-zip-zip. Langweilig, langweilig! Langweilte sich das

Tier denn niemals bei dem Geräusch, das es selber hervorbrachte? Sonderbar, aber es schien nicht der Fall. Und wenn sie es recht überlegte, schien sich niemand bei dem Geräusch zu langweilen, das er selber hervorbrachte. Mrs. Topes zum Beispiel; die schien sich niemals zu langweilen. Zip-zip-zip, zip-zip-zip. Die Zikade zirpte weiter ohne eine Pause.

Um halb sieben klopfte Concetta an die Türe. Der Morgen war so heiter und wolkenlos, wie alle Morgen waren. Barbara sprang aus dem Bett, sah aus dem einen Fenster nach den Bergen, aus dem andern nach dem Meere: es schien alles in Ordnung mit ihnen. Auch mit ihr selbst war heute morgen alles in Ordnung. Ein Badetrikot, den Bademantel, Sandalen, ein Taschentuch um den Kopf – fertig war sie. Der Schlaf hatte keine Erinnerung an die tödliche Langweile des vorigen Abends übrig gelassen. Sie lief die Treppe hinunter.

„Guten Morgen, Mr. Topes."

Mr. Topes ging im Garten zwischen den Weinreben auf und ab. Er wandte sich um, lüftete seinen Hut, grüßte lächelnd.

„Guten Morgen, Miß Barbara." Er verstummte. Dann sprach er weiter, mit einem verlegenen Sichwinden als Einleitung; eine sonderbare, kaum merkliche Unsicherheit kam in seine Stimme. „Ein richtiger chaucerischer Morgen, Miß Barbara. Ein ‚may-day morning' –, nur daß wir zufällig September haben. Aber die Natur ist frisch und heiter, und hier in diesem Traumgarten befindet sich zumindest ein Exemplar" – er wand sich noch unbehaglicher als sonst, und in seinen Brillengläsern zitterte ein Glitzern – „von des Dichters ‚yonge fresshe folkes'." Er verneigte sich gegen sie, lächelte, als wollte er sich entschuldigen, und schwieg still. Die Bemerkung schien ihm nun, da sie ausgesprochen

war, irgendwie doch nicht so gut, als sie ihn gedünkt hatte.
Barbara lachte. „Ach, Chaucer! In der Schule mußten wir die Canterbury Tales lesen. Aber mich langweilten sie immer. Gehen Sie baden?"
„Nicht vor dem Frühstück." Mr. Topes schüttelte den Kopf. „Man wird ein wenig zu alt dafür."
„Wird man?" Warum sagte der alte Dummkopf immer ‚man', wenn er ‚ich' meinte? Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte über ihn lachen. „Na, ich muß mich beeilen, sonst komme ich wieder zu spät zum Frühstück, und Sie wissen ja, wie ich es dann abkriege."
Sie eilte davon, durch die Pforte in der Gartenmauer und über den Strand hinunter zu der rot und weiß gestreiften Badehütte, die vor dem Hause stand. Sie sah, wie fünfzig Schritte entfernt der Marchese Prampolini, noch triefend von Meerwasser, zu seiner Badehütte lief. Als er ihrer ansichtig wurde, blitzte er ein Lächeln zu ihr herüber und grüßte militärisch. Barbara winkte mit der Hand, fand dann, daß die Geste ein wenig zu familiär gewesen, – aber zu dieser frühen Morgenstunde war es schwer, nicht übermütig zu sein und sich nicht schlecht zu benehmen – und fügte als Korrektur eine steife Verneigung hinzu. Sie hatte ihn ja schließlich erst gestern kennen gelernt. Bald war sie schon ein gutes Stück weit draußen im Meer und – puh! welch eine Unmenge gräßlicher, riesiger Quallen es da gab!
Mr. Topes war ihr langsam durch die Gartenpforte und über den Strand gefolgt. Er sah ihr zu, wie sie von der Badehütte hinunterlief, schlank wie ein Knabe, mit langen, weitausgreifenden Schritten. Er sah ihr zu, wie sie mit mächtigem Plantschen durch das tiefer werdende Wasser sprang, sich dann nach vorn warf und zu schwimmen begann. Er sah ihr nach, bis sie nichts mehr war als ein kleiner schwarzer Punkt weit draußen.

Aus seiner Badehütte tretend, begegnete ihm der Marchese, wie er langsam den Strand entlang wanderte, den Kopf gesenkt und leise die Lippen bewegend, als sagte er etwas her, ein Gebet oder ein Gedicht.
„Good morning, Signore." Der Marchese schüttelte ihm mit mehr als englischer Herzlichkeit die Hand.
„Good morning", antwortete Mr. Topes und ließ sich die Hand schütteln. Er war ungehalten über diese Unterbrechung seiner Gedanken.
„Sie schwimmt gut, Miß Buzzacott."
„Sehr gut", stimmte Mr. Topes bei und mußte im stillen darüber lächeln, was er Schönes, Poetisches hätte sagen können, wenn er gewollt hätte.
„Na, also Wiedersehn", sagte der Marchese, um die Hälfte zu familiär. Er schüttelte ihm abermals die Hand, und die zwei Männer gingen jeder seines Weges.
Barbara war noch gut hundert Schritt vom Strand entfernt, als sie den anschwellenden und wieder verhallenden Klang des Gongs von der Villa her ertönen hörte. Verdammt! sie würde wieder zu spät kommen. Sie beschleunigte ihre Tempi und kam plantschend heraus ins seichte Wasser, rot im Gesicht und atemlos. Sie würde sich zehn Minuten verspäten, berechnete sie. So lange würde sie mindestens brauchen, um sich zu frisieren und anzukleiden. Mrs. Topes würde wieder auf dem Kriegspfad sein. Zwar, woher die alte Schachtel sich das Recht nahm, sie immer derart zu schulmeistern, das mochte Gott wissen. Jedenfalls gelang es ihr stets, einem schrecklich zuwider und unangenehm zu werden.
Der Strand lag ganz verlassen da, als sie ihn keuchend hinauftrabte; leer zur Rechten und leer zur Linken, soweit sie zu sehen vermochte. Wenn sie doch bloß ein Pferd hätte, um am Wasser entlang zu galoppieren, Meilen und Meilen.
Vor der Badehütte blieb sie mit einem Ruck stehen. Da, vor ihr, in dem leicht gerillten Sand hatte sie Schriftzüge

entdeckt. Große Buchstaben, schwach lesbar, spreizten sich über ihren Weg.

O CLARA D'ELLÉBEUSE.

Sie entzifferte die undeutlichen Lettern. Sie waren nicht dagewesen, als sie die Hütte verlassen hatte. Wer? ... Sie blickte umher. Der Strand war ganz verlassen. Und was bedeuteten sie? „O Clara d'Ellébeuse!“ Sie nahm ihren Bademantel aus der Hütte, schlüpfte in die Sandalen und lief dem Hause zu, so schnell sie konnte. Sie war ganz entsetzlich erschrocken.

Es war ein schwüler, Kopfschmerzen verursachender Vormittag, mit einem Sirokko, der die Wimpel an den Flaggenstangen bewegte. Zu Mittag hatten die Gewitterwolken bereits den halben Himmel überzogen. Die Sonne brannte noch auf das Meer herab, aber über den Bergen war alles schwarz und indigofarben. Das Unwetter brach lärmend gerade über ihren Köpfen los, als sie eben nach dem Mittagessen ihren Kaffee tranken.

„Arthur,“ sagte Mrs. Topes mit mühsam erzwungener Ruhe, „schließe die Fensterläden, bitte!“

Sie hatte keine Furcht, nein. Aber sie sah das Blitzen lieber nicht. Als das Zimmer verdunkelt war, begann sie geläufig und unausgesetzt zu reden.

Zurückgelehnt in ihren tiefen Armstuhl, dachte Barbara an Clara d'Ellébeuse. Was bedeutete es, und wer war Clara d'Ellébeuse? Und warum hatte er es dorthin geschrieben, wo sie es sehen mußte? Er – denn es war kein Zweifel möglich, wer es geschrieben. Das Aufblitzen der Zähne und Augen, der militärische Gruß; sie wußte, sie hätte ihm nicht zuwinken sollen. Er hatte es dorthin geschrieben, während sie hinausgeschwommen war. Hatte es geschrieben und war davongelaufen. Das gefiel ihr eigentlich; gerade nur ein ungewöhnliches Wort im Sand, wie die Fußspuren in Robinson Crusoe.

„Ich persönlich“, sagte Mrs. Topes eben, „kaufe lieber bei Harrod.“
Der Donner krachte und ratterte. Im Grunde war es recht erheiternd, dachte Barbara; man fühlte, daß sich immerhin zur Abwechslung einmal etwas ereignete. Sie sah den Marchese über den Strand laufen, schnell und leichtfüßig; kupferfarben am ganzen Leib, die Haare glänzend schwarz. Er war sicherlich sehr hübsch. Aber um verliebt zu sein... verliebt... ja, was bedeutete das eigentlich genau? Vielleicht, wenn sie ihn erst besser kennen würde.
Mr. Topes saß da und rieb seine Brille mit einem weißen Seidentaschentuch. Zwischen den zusammengekniffenen Lidern erschienen seine Augen ausdruckslos und kurzsichtig und wie verloren, heimatlos, unglücklich. Er dachte über die Schönheit nach. Es gab gewisse Proportionen zwischen Augenlidern und Schläfen, zwischen Brust und Schulter; es gab gewisse Folgen von Tönen. Aber wie verhielt es sich mit ihnen im Grunde? Ah, das war das Problem – das war eben das Problem. Und dann gab es so etwas wie Jugend – und etwas wie Unschuld. Aber es war alles sehr unklar, und in seiner Erinnerung gab es so viele Worte und Verse, so viele Bilder und Melodieen; er schien sich in ihnen zu verstricken. Und er war so alt und unbeholfen.
Er setzte seine Brille wieder auf, und mit ihr kamen Definitionen in die nebelhafte Welt außerhalb seiner Augen. Im Zimmer war es, infolge der geschlossenen Fensterläden, sehr dunkel. Er konnte das bärtige, feingezeichnete Renaissanceprofil Mr. Buzzacotts wahrnehmen. Barbara tauchte auf in ihrem Armstuhl, mattweiß, in gelöster, grüblerischer Haltung. Und Mrs. Topes war bloß eine Stimme in der Finsternis. Sie war jetzt auf die Heirat des Prinzen von Wales zu sprechen gekommen. Wen würde sie wohl für ihn finden?
Clara d'Ellébeuse, Clara d'Ellébeuse. Sie sah sich selbst so deutlich als Marchesa. Sie würden ein Haus in Rom haben,

einen Palazzo. Sie sah sich selbst im Palazzo Spada – er hatte solch einen reizenden gewölbten Gang, der vom Hofe nach den Gärten an der Rückseite führte. „Marchesa Prampolini, Palazzo Spada, Roma“ – eine große, breite Visitenkarte, wunderschön in Kupfer gestochen. Und jeden Tag würde sie ausreiten, auf den Pincio. „Mi porta il mio cavallo“, würde sie dem Bedienten sagen, der auf ihr Klingeln gekommen. Porta? Würde das ganz richtig sein? Kaum. Sie würde ein paar regelrechte Italienischstunden nehmen müssen, um mit der Dienerschaft sprechen zu können. Man sollte niemals vor Dienstboten lächerlich erscheinen. „Voglio il mio cavallo.“ Hochmütig würde man es sagen, im Reitkleid am Schreibtisch sitzend, ohne sich umzuwenden. Ein grünes Reitkleid, dazu ein Dreispitz mit silbernen Tressen.

„Prenderò la mia collazione al letto.“ War das richtig für „Frühstück im Bett?“ Denn sie würde im Bett frühstücken, immer. Und wenn sie dann aufstünde, würden da wunderschöne Spiegel sein, dreiteilige, in denen man sich von der Seite sehen könnte. Sie sah sich selbst, wie sie sich vorbeugte und sich die Nase puderte, sorgfältig, wissenschaftlich.

Erst zum Mittagessen würde sie vom Reiten zurückkommen. Prampolini wäre vielleicht schon da; bisher hatte sie ihn so ziemlich weggelassen aus dem Bilde. „Dov' è il Marchese?“ – „Nella sala di pranza, signora.“ – „Ich habe begonnen, Liebste, ohne auf dich zu warten; ich war so hungrig.“ Pasta asciutta. „Wo warst du, mein Täubchen?“ – „Ausgeritten, Liebling.“ Vermutlich würden sie die Gewohnheit annehmen, derartiges zu sagen. Jedermann schien es zu tun. „Und du?“ – „Ich war mit den Fascisti draußen bei einer Übung.“

O diese Faschisten! Würde das Leben überhaupt lebenswert sein, wenn er stets mit Revolvern bewaffnet ausginge und mit Bomben und solchem Zeug? Eines Tages würde

man ihn auf einer Tragbahre zurückbringen. Sie sah es. Bleich, bleich und blutüberströmt. „Il signore è ferito. Nel petto. Gravamente. È morto."
Wie konnte sie es nur ertragen? Es war zu gräßlich, zu, zu furchtbar. Ihr Atem ging stoßweise, mit einer Art von Schluchzen. Sie erschauerte, als wäre sie selbst verwundet worden. „È morto. È morto." Die Tränen kamen ihr in die Augen.
Plötzlich wurde sie durch ein blendendes Licht aufgeschreckt. Das Gewitter hatte sich weit genug verzogen, daß Mrs. Topes die Fenster zu öffnen wagte.
„Es hat ganz aufgehört zu regnen."
Gestört zu werden in der intimen Trauer und Selbstvergessenheit an einem Totenbett durch das Eindringen eines Fremden, durch eine fremde Stimme ... Barbara wandte ihr Gesicht vom Licht ab und wischte sich verstohlen die Augen. Man könnte etwas bemerken und sie fragen, warum sie geweint habe. Sie haßte Mrs. Topes wegen des Öffnens der Läden; beim Hereinfluten des Lichtes war etwas Schönes entflohen, ein Gefühl war entschwunden, unwiederbringlich. Es war ein Frevel.
Mr. Buzzacott blickte auf seine Uhr. „Jetzt ist es leider schon zu spät für eine Siesta", meinte er. „Wie wärs, wenn wir dafür den Tee ein wenig früher nähmen?"
„Eine ewige Folge von Mahlzeiten", sagte Mr. Topes mit einem Tremolo und einem Seufzer. „Daraus scheint das Leben zu bestehen – das wirkliche Leben."

Nach dem Tee unternahmen Barbara und Mr. Topes einen Spaziergang entlang der Küste. Sie hatte keine große Lust dazu gehabt, Mrs. Topes jedoch hatte gefunden, es würde ihr gut tun; also mußte sie. Das Gewitter war vorbei, und der Himmel über dem Meere war klar. Aber die Wellen brachen sich noch immer mit ununterbrochenem Getöse

draußen an den Untiefen und trieben weite Flächen Wassers hoch hinauf an den Strand, zwanzig und dreißig Meter über die Linie hinaus, an der bei ruhigem Wetter die kleinen Wellchen für gewöhnlich erstarben. Glatte glänzende Wasserweiten kamen heran und wichen wieder zurück wie Stahlflächen, die von einer ungeheueren Maschine hin und her bewegt wurden. Durch die vom Regen gewaschene Luft waren die Berge in unglaublicher Klarheit sichtbar. Über ihnen hingen gewaltige Wolkenmassen.

„Wolken über Karrara", sagte Mr. Topes und entschuldigte sich für seine Bemerkung mit einem kleinen Kopfschütteln und Achselzucken. „Manchmal finde ich Vergnügen daran, mir vorzustellen, daß die Geister der großen Bildhauer in diesen Marmorbergen hausen und daß ihre unsichtbaren Hände die Wolken zu solch riesenhaften, herrlichen Formen meißeln. Ich bilde mir dann ein, daß ihre Geister" – seine Stimme bebte – „unter übermenschlichen Vorstellungen umhertasten und riesenhafte Gruppen, Friese und Monumentalgestalten mit flatternden Gewändern entwerfen; ausdenken, planen, entwerfen, aber niemals ganz vollenden. Betrachten Sie einmal jene weiße Wolke mit den dunklen Schatten an der Unterseite! Es steckt etwas von Michelangelo in ihr." Mr. Topes wies hin, und Barbara nickte und sagte „Ja, ja", obwohl sie nicht ganz sicher war, welche Wolke er meinte. „Sie sieht aus wie die Figur der Nacht auf dem Medici-Grab. Alle Kraft und Leidenschaft gärt eingeschlossen in ihrem Innern. Und dort, in dieser schwebenden, gestikulierenden Dunstmasse – sehen Sie, welche ich meine? –, dort steckt ein Bernini. Alle Leidenschaft liegt an der Oberfläche, ist ausgedrückt; die Gebärde ist erfaßt, gerade da sie am heftigsten ist. Und jener glatte, geleckte weiße Geselle dort drüben, das ist ein entzückender, sinnloser Canova." Mr. Topes kicherte.

„Warum reden Sie immer über Kunst?" fragte Barbara. „In

alles zerren Sie diese toten Leute hinein. Was weiß ich von Canova, oder wer er sonst ist?" Niemand von ihnen war lebendig. Sie dachte an das dunkle Gesicht, das wie eine Lampe von Leben erstrahlte. Er zumindest war nicht tot. Sie fragte sich, ob die Buchstaben wohl noch da seien, im Sande vor der Badehütte. Nein, natürlich nicht. Der Regen und der Wind würden sie ausgelöscht haben.
Mr. Topes schwieg. Er ging mit leicht gebogenen Knieen, und seine Augen waren auf den Boden gerichtet. Er trug einen schwarz und weiß gesprenkelten Strohhut. Immer dachte er an Kunst; das war der große Fehler, den er beging. Er glich einem alten Baum aus morschem Holz, mit nur noch wenigen lebenden Fasern, die ihn davor bewahrten, ganz abzusterben. Lange Zeit gingen sie schweigend weiter.
„Da ist der Fluß", sagte Mr. Topes schließlich.
Noch ein paar Schritte, und sie standen am Ufer eines breiten Gewässers, das langsam durch die Ebene dem Meere zuströmte. Ein wenig landeinwärts war es von Pinien eingefaßt. Hinter den Bäumen konnte man die Ebene sehen und hinter der Ebene die Berge. In dem ruhigen Lichte nach dem Sturm hatte alles ein fremdartiges Aussehen. Die Farben schienen dunkler und satter als zu gewöhnlichen Zeiten. Und obgleich alles so klar war, schien die ganze Landschaft etwas geheimnisvoll Entrücktes zu haben. Kein Laut war zu hören außer dem unaufhörlichen Atmen der See. Sie standen eine kleine Weile und schauten; dann kehrten sie um.
Weit weg am Strande tauchten zwei Gestalten auf, die sich langsam näherten. Weiße Tennishosen, ein rosa Kleid.
„Ja, die Natur", verkündete Mr. Topes mit einem Kopfschütteln. „Man kehrt immer zur Natur zurück. In einem solchen Augenblick, in einer Umgebung wie dieser, wird man sich dessen bewußt. Man lebt nun — stiller vielleicht, aber gründlicher, tiefer. Stille Wasser ..."



Die zwei Gestalten kamen näher. War das nicht der Marchese? Und wer war mit ihm? Barbara strengte ihre Augen an, es zu erkennen.
„Der größte Teil des Lebens", fuhr Mr. Topes fort, „besteht in einem unausgesetzten Bemühen, sich am Nachdenken zu hindern. Ihr Vater und ich, wir sammeln Bilder und reden über Tote. Andere Leute erzielen dasselbe Resultat dadurch, daß sie trinken oder Kaninchen züchten oder Laubsägearbeiten verfertigen; alles eher, nur nicht still über die wichtigen Dinge nachdenken."
Mr. Topes schwieg. Er blickte rundum, auf das Meer, die Berge, die Wolken, auf seine Begleiterin. Eine zarte Madonna von Montagna, mit dem Meere und der untergehenden Sonne, mit den Bergen und den Sturmwolken, mit aller Ewigkeit als Hintergrund. Und er selbst war sechzig, mit einem ganzen Leben – unermeßlich lange und doch zeitlos kurz – hinter sich; einem leeren Leben. Er dachte an den Tod und an die Wunder der Schönheit. Hinter seinen runden, glitzernden Brillengläsern fühlte er sich dem Weinen nahe.
Das herankommende Paar war jetzt ganz nahe.
„Was für ein komisches altes Walroß", sagte die Dame.
„Walroß? Ihre naturgeschichtlichen Kenntnisse sind ganz ungenügend." Der Marchese lachte. „Er ist viel zu dürr für ein Walroß. Ich würde ihn eher eine Art alter Katze nennen."
„Was immer er ist, mir tut das arme kleine Mädel leid. Denken Sie bloß, niemand Besseren zum Spazierengehen zu haben!"
„Sie ist hübsch, nicht wahr?"
„Ja, aber natürlich zu jung."
„Ich liebe die Unschuld."
„Unschuld? Cher ami! Diese englischen Mädchen! Oh, la la! Sie mögen unschuldig aussehen, aber glauben Sie mir..."

„Sch, sch! Man wird Sie hören."
„Pah! die verstehen kein Italienisch."
Der Marchese hob die Hand. „Doch! Das alte Walroß..." flüsterte er; dann wandte er sich laut und herzlich an die Herangekommenen.
„Guten Abend, Signorina. Guten Abend, Mr. Topes. Nach einem Gewitter ist die Luft immer am reinsten, finden Sie nicht, eh?"
Barbara nickte und überließ es Mr. Topes, zu antworten. Es war nicht seine Schwester. Es war die Russin; die, von der Mrs. Topes zu sagen pflegte, es sei ein Skandal, daß sie in dem Hotel wohnen dürfe. Sie hatte sich weggewandt und von dem Gespräch abgesondert. Barbara betrachtete den Umriß ihres halb abgewandten Gesichtes. Mr. Topes sagte eben etwas über die Pastoralsymphonie. Lila Puder im Gesicht am hellichten Tag! Es sah scheußlich aus.
„Na, au revoir."
Der Marchese blitzte ihnen ein Lächeln zu. Die Russin wandte sich herum, neigte leicht den Kopf, lächelte matt. Ihre schweren weißen Augenlider waren fast geschlossen. Sie schien die Beute einer ungeheueren Langweile.
„Die beiden wirken ein wenig störend", sagte Mr. Topes, als sie außer Hörweite waren. „Sie stimmen nicht zu der Zeit, zu dem Ort, zu dem Gefühl. Sie haben nicht die nötige Unschuld für diese... diese..." – er wand sich und tremolierte den glücklichen, den allzu preziösen Ausdruck heraus – „diese vorsündenfällige Landschaft."
Verstohlen blickte er auf Barbara und fragte sich, warum sie so nachdenklich die Brauen zusammenzog. O bezauberndes, zartes junges Geschöpf! Was konnte er nur Angemessenes sagen über Tod und Schönheit und Zartheit? Zärtlichkeit...
„All dies", fuhr er verzweifelt fort und schwenkte die Hand, um auf den Himmel, das Meer, die Berge zu weisen, „ist wie etwas Erinnertes, klar und völlig beruhigt; etwas, dessen

man sich über große Abgründe dazwischenliegender Zeit hinweg erinnert."
Aber das war es eigentlich nicht, was er sagen wollte. „Verstehen Sie, was ich meine?" fragte er zweifelnd. Sie gab keine Antwort. Wie konnte sie auch? „Diese Landschaft ist so klar und rein und entrückt. Sie verlangt das entsprechende Gefühl. Jene beiden disharmonierten mit ihr. Sie waren nicht klar und rein genug." Er schien sich immer mehr zu verhaspeln. „Es ist ein Gefühl der sehr Jungen und sehr Alten. Sie, Barbara, vermochten es zu empfinden, und auch ich. Jene beiden vermochten es nicht." Er ertastete sich seinen Weg durch Dunkelheiten. Wohin würde er schließlich gelangen? „Manche Gedichte drücken das aus. Kennen Sie Francis Jammes? Ich habe in letzter Zeit so oft an seine Werke denken müssen. Kunst statt Leben, wie gewöhnlich. Aber ich bin nun einmal so. Ich kann mir nicht helfen, ich muß an Jammes denken. An die auserlesen zarten Dinge, die er über Clara d'Ellébeuse geschrieben hat."
„Clara d'Ellébeuse?" Sie blieb stehen und starrte ihn an. „Sie kennen die Stelle?" Mr. Topes lächelte entzückt. „Dieser Ort – Sie selbst – bringen sie mir in den Sinn. ‚J'aime dans les temps Clara d'Ellébeuse . . .' Aber meine liebe Barbara, was ist Ihnen nur?"
Sie hatte zu weinen begonnen, ganz ohne jeden Grund.

Übertragen von Herberth E. Herlitschka.

*

GERTRUD KOLMAR / ZWEI GEDICHTE

Die Gauklerin

Die gelben Vögel ängsten nie,
Wenn ich sie greifen will,
Als flaum'ge Kugeln halten sie
Dem losen Handwerk still;

Wer kennt auch grünes Gläserspiel,
Das nicht beim Sprung zerklirrt,
Den Silberreif, der läutend fiel,
Im Gleiten unverirrt?

Es wird, was lächelnd ich geschafft,
Ein Lächeln eben wert;
Wohl keines ist so elfenhaft,
Gering und leicht entbehrt.
Ein veilchenscheuer Becher trug
Die Lehre, die ich trank,
Von grober Hölzer zartem Flug,
Von blöder Steine Schwank.

Verwahrt, was gründelos und kurz,
Die Kunst, den Seifenball,
Der farb'gen Bänder Wassersturz,
Den Regenbogenfall,
Der schweigend mischt und schnell verwischt
Ein Rätsel, das er schreibt,
Auf immer, wenn ihr wollt, erlischt
Und, wollt ihr, ewig bleibt.

Verschmäht die ungesetzte Welt,
Daran mein Wesen lebt,
Habt Mitleid mit dem runden Geld,
Das zäh am Finger klebt:
Und doch, wenn einstmals karger Raum
Mit weher Lahmheit schlug,
Beschwingt euch meinen Kindertraum
Und habt an ihm genug.

*

Die Entführte

In die Kumme schneid ich harte Rinden
Schweren schwarzen Brotes, das ich backe;
Plumpe blaue Schürze will ich binden,
Durch den Garten gehn mit meiner Hacke.

Friedlich schläft das Kind in seiner Nische.
Bis gen Abend kann ich jäten, werken;
Wenn ich mir den Schweiß vom Antlitz wische,
Wird das Schlückchen Ziegenmilch mich stärken.

Über Unkrauthügel fährt die Harke;
Halt ich inne, muß ich mich verspotten,
Denk ich doch des Rosenbeets im Parke,
Unsrer Wasserkunst, der Felsengrotten.

War ich gelber Kies am Laubenbogen?
Bin von dunkler Erde wohl gewesen,
Da ich mit dem schlichten Mann gezogen,
Der nicht schreiben mag und wenig lesen.

Was ist Reue? Was die Bücher sagen.
Traurig, fänd ich keine Zeit zum Grämen,
Schwielenhaut am zarten Fuß zu klagen,
Wund gefurchter Hände mich zu schämen.

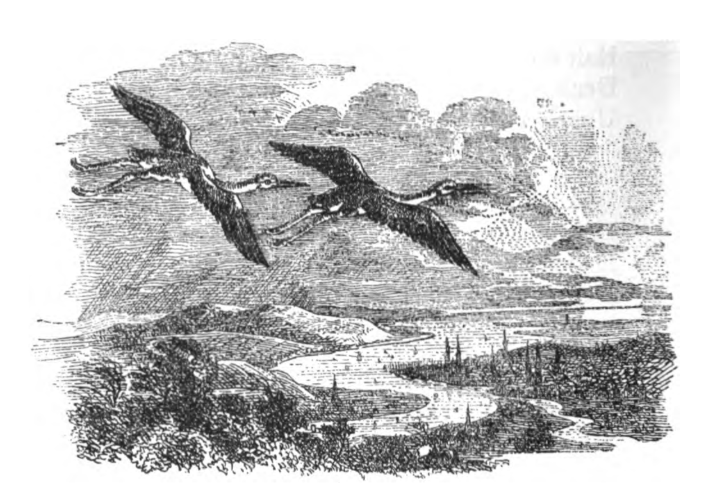
Und die Eltern? Ringverspruch und Feier?
Ach, wie leicht verspült sich mein Gewissen,
Seh ich wieder: dort den grauen Freier,
Hier das braune Kind in meinen Kissen.

Unsre Nacht: ein Duft der Wiesenblume,
Eines Mannes Schulter, dran ich lerne
Sonne sein und Strauch und Ackerkrume
Und die Baumfrucht, fehllos bis zum Kerne.



Unsre Arme weitet früh die Linde,
Wenn wir atmend ineinander schliefen.
Meine Wurzel schwankte siech im Winde
Und ist heimgewachsen in die Tiefen!

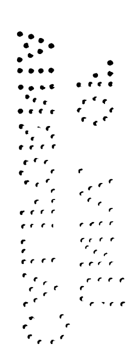
*



Aus Hundert Fabeln für Kinder. Mit Bildern von Otto Speckter



Geburtshaus Johann Sebastian Bachs in Eisenach



HANS CAROSSA / DER GANG DURCH DIE STADT

Die Jahre des Wiederaufrichtens nach ungeheurem Einsturz, das sind die guten Wachstumsjahre der Völker. Zwar erkennen immer nur wenige besonnen-tätige Geister die Vorteile der Niederlage; aber auf diese wenigen kommt es an, und während andere genießen, anklagen, verfluchen und aufwühlen oder der Menschheit vorschreiben, wie sie sich von nun an zu entwickeln habe, bereiten jene still die Zukunft vor. Sie haben alle schon den Untergang gefühlt und sind nun dem Bestehenden gegenüber sehr frei. Ja, der Gewitterwind der Weltgerichte streift erfrischend ihre Stirnen; sie ahnen eine neue Verantwortlichkeit, als wären sie die letzten Menschen und müßten das Leben, gleich einer beschädigten Leihgabe, in möglichst wiederhergestellter Form dem Schöpfer zurückliefern. Großen Worten haben sie abgeschworen: Herz, Liebe, Gott, Freiheit, Heldentum, das sind Namen, die sie nicht mehr gerne aussprechen; sie glauben, daß dies alles verpuppt in winterlichen Tiefen schläft, und scheuen sich, durch zudringliches Berufen die heiligen Gräber der Urgewalten zu stören. Verwirklichen wollen sie, was ihnen die innere Stimme rät, wärs auch das kleinste Ding; das ist das Öl, das sie auf die Grabampeln träufeln, und nur noch im Alltag erscheint ihnen manchmal die höhere Welt.

Als der Arzt seinen Stadtweg angetreten hatte, spürte er alsbald eine Unsicherheit in der Seele, so etwa wie wenn ein Wettläufer plötzlich merkte, daß seine Schuhe nicht fest genug gebunden sind. Er sah auch ein, daß es die beiden leidenden Frauen waren, die seinen Morgenmut ein wenig lockerten, und der Wert seiner Behandlungsversuche erschien ihm zweifelhafter als je; doch war er nicht gewillt, sich jetzt auf Sorgen einzulassen. „Die Künstlerin

soll nur selbst mit ihrem dunklen Genius kämpfen, und was die schöne Riesin angeht, so wird ein Kollege vom Krankenhaus viel eher das Rechte finden als ich." Dermaßen beruhigte er sich und entwarf sogleich den Text der Überweisung, worauf er in eine Seitengasse einbog, als vermöchte er dadurch auch seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben.

Während ein schnell ziehendes Gewölk Schnee verstreute, gelangte er durch klirrende Straßen in einen öffentlichen Garten, dessen Bäume gerade das erste gelbliche Grün angesetzt hatten, das immer nur wenige Tage dauert. Könige hatten einstmals dieses Geviert mit hohen Säulenhallen umstellt und einem festlich fröhlichen Treiben geöffnet, und auch jetzt war hier der Ort, wo die Menschen zuerst wieder ihre Freude zu zeigen wagten. Trotz der zeitweiligen Schneeschauer leuchteten helle Kleider und Schirme; man trank Tee an runden Marmortischchen, ließ sich von armen Schattenbildkünstlern porträtieren, plauderte und lachte. Hinter den Säulen freilich konnte man wohl noch einem jener Einsamen begegnen, die mit alleinherrscherischen Gebärden laut ins Leere reden und uns in erschütterter Zeit so unheimlich berühren, als könnte jeden Augenblick eine unausdenkbare Tat aus ihnen hervorbrechen.

Der schöne Erholungsgarten endet gegen Osten mit einer abgegitterten Straße, von welcher Treppen auf einen feierlich regelmäßigen Plan hinunterführen. Dessen große, steinern eingefaßte Rasenflächen waren fast noch kahl; nur Krokus, der von weitem gelben Schwämmchen glich, blühte da und dort zwischen Schneeglöckchenbüscheln. Zutraulich flatterten Amseln heran, und ihre Schnäbel hatten das nämliche Gelb wie der Krokus. Das Aprilgestöber war leicht gewesen; eine einzige Wolke stand noch am Himmel, und nicht mehr dunkel; von Winden geknetet, schwebte sie der Sonne nah wie ein längliches goldleuchtendes Brot.

Aus Gewohnheit ging der Arzt weiter, der Mitte des Planes zu, wo wiederum Stufen in eine Tiefe leiten, und stärker als an anderen Tagen fühlte er heute den Ernst und die Trauer der Stätte, der er sich näherte. Der Erde eingesenkt ist ein geräumiger Hof mit weißgrauen Muschelkalkwänden; hier stehen in unzähligen schwarzen Zeilen die Namen der im Kriege gefallenen Söhne der Stadt. Dazwischen ist mit kühn vereinfachender Kunst in wenigen Linien ausgedrückt, wozu früher der üppigste Figurenaufwand verlangt worden wäre: die furchtbare Eile der Truppe, die zur bedrohten Stellung zieht, die unendliche Öde des Gräberfeldes.
Ein dunkelgekleidetes altes Paar kam eben von einer anderen Treppe herein; der Mann stellte mit zittriger Hand ein Veilchenstöckchen unter eine der Namentafeln, und nach kurzem schweigendem Verweilen entfernten sich die beiden wieder. Der Arzt aber ging auf das niedrige Quaderngebäude zu, das die Mitte der Anlage bildet. Längst war er die Befremdung los, die beim ersten Anblick des ungewöhnlichen Gefüges die meisten überkommt; sieht es doch aus, als hätten spielende Kyklopenkinder ihre kolossalen Baukastensteine neben- und übereinandergelegt. Noch einmal, zwischen je zwei Würfeln, führen Stufen abwärts; man glaubt in eine Krypta zu treten, und etwas Ähnliches ist es auch; denn am Boden hingestreckt, aus rötlichbraunem Stein gehauen, liegt hier der tote Soldat, ein Gedächtnisbild aller Gefallenen. Überlebensgroß ist die Gestalt; noch im Tode bewahrt sie eine Art von dienstlicher Haltung; das Gesicht, fast knabenhaft unter dem riesigen Sturmhelm, spricht letzte Ergebung aus. Auf alle verfeinernden Züge hatte der Künstler verzichtet, und es war ihm geglückt, ein jugendliches Gesicht von allgemeiner Gültigkeit zu schaffen, das ebensogut an einen Arbeiter erinnerte wie an einen Bauern, so gut an einen Fürsten wie an einen Gelehrten.

An Wallfahrern schien es übrigens dem stillen Schläfer nicht zu fehlen; der lange Feldmantel, das Gewehr, die Schultern und die übereinanderruhenden Hände waren mit Blumen bedeckt, und vor den Füßen lag ein frischer Efeukranz.
Der Arzt freute sich des Alleinseins. Er, der sich ungern an den Krieg erinnern ließ, der an das herrliche Gemeinsame aller Völker glaubte und sich täglich dazu anhielt, gleichsam nur noch nach Sonnenaufgang hinzudenken, er wußte keine Stelle, die er in Stunden innerer Beunruhigung lieber aufgesucht hätte als diese symbolische Gruft. Schon daß sie nicht verschlossen ist, sondern allen Witterungen und Gestirnen offensteht, entzückte ihn, und wie manchmal hatte er den großen Söhnen des Vaterlandes ähnliche Begräbnisstätten gewünscht! Es war ein Ort der Sammlung und Ermutigung für ihn, und auch am verwirrendsten Tage nahm er einen wunderbaren Glauben an die Zukunft mit sich fort.
Während er nun wieder die friedliche Kriegergestalt umkreiste, begriff er auch, warum sie ihn heute so besonders ansprach. Das Antlitz glich nämlich auf geheime Weise jenem des schwangeren Mädchens von der Sprechstunde; es hatte dieselbe schöne Unbestimmtheit, in welcher doch ein Familienzug nicht zu verkennen war; die beiden konnten Bruder und Schwester sein. Und so fand er denn im Geiste wieder, was er abzuwehren heftig strebte; aber nicht Sorge schuf es ihm jetzt, sondern Erschütterung. Indem er sich in dunkler Anwandlung niederbeugte und mit der Hand die steinerne Wange berührte, fühlte er zugleich die lebendigkühle des jungen Weibes; doch das war ihm fast schon zuviel, war schon wie tödliche Beschattung der noch im Lichte atmenden Gestalt, er trat zurück:
„Nein, du sollst keinem andern überantwortet werden, wenn du es nicht willst! Halte dich getrost im Ring meiner

Kräfte! Er ist kein Zauberring; doch kann er dich ein wenig abgrenzen gegen die Bereiche der Zufälligkeiten, so daß dir nicht leicht etwas geschieht als das Notwendige... Kommt es denn wirklich nur auf das Erraten eines bestimmten Mittels an oder auf ein paar armselig hingefristete Jahre mehr? Nein, die Seele will sich einsetzen zu ihrer Stunde, du weißt es ja, Schwester, wie es auch dieser weiß, dein stiller Bruder –"

Jetzt nahten von allen Treppen herunter Stimmen und Schritte; Landleute kamen mit vollen Rucksäcken und mächtigen Regenschirmen. Sie betrachteten etwas verlegen bald den namenlosen Soldaten, bald den Arzt; offenbar wußten sie nicht genau, wie sie sich zu benehmen hätten. Schließlich nahm ein alter Bauer seinen breiten Hut ab und bekreuzte sich, als wäre er in der Kirche, und gleich taten es die andern auch. Der Arzt aber verließ das Grabgehäus und kehrte in die Stadt zurück. In der trunkenen Stimmung, die sich alles zutraut, ließ er sich von der allgemeinen Menschenströmung erfassen und weitertragen.

*

Zur Mittagszeit, wenn aus Geschäften, Ämtern und Schulen Zehntausende in ihre Wohnungen eilen, dann entsteht auf dem altertümlich klein verbliebenen Hauptplatz der großen Stadt ein jähes Gewühl. Die Züge der Wagen und der Fußgänger stauen und überschneiden sich, und die behelmten Schutzmänner, die den Verkehr zu regeln haben, bekommen vor übermenschlich angespannter Aufmerksamkeit leidende Gesichter. Aber mitten in diesem Schwall gibt es täglich eine halbe Minute, wo die vielfach antreibenden Wirbel sich plötzlich aufzuheben scheinen, so daß, wie in dem Innern der Zyklone, eine fast vollkommene Stille eintritt. Der Platz wird beinahe leer, freilich nur für Sekunden, dann kehren die Wogen mit vermehrter Wucht zurück.

Ob auch andere dieses Phänomens inne geworden, darum hatte sich der Arzt nie gefragt; es war ihm genug, seine gesetzmäßige Wiederkehr gelegentlich festzustellen und sich daran zu vergnügen. Denn dieses kurze rätselhafte Atemholen der Stadt hob ihn jedesmal in die freieste Stimmung; vor sich hinsingend, ging er dann über den Asphalt wie auf eigenem Grund, und das ganze Erdenleben kam ihm so gastlich fremd, so unverbindlich vor, als wäre er schon einmal dagewesen und würde noch öfters wiederkommen. Aber auch wenn ihn die gleich darauf neu einsetzende Flutung wieder fortspülte und irgendwo absetzte, glaubte er einen Rhythmus zu spüren, der ihn weise trug. Heute wars ein wenig begangener Seitenplatz, der ihn mit geräumigen Anlagen aufnahm. Ein Fremder hätte nicht erwartet, in der Nähe des größten Tumults eine solche Ruhe zu finden. Auch hier hüpften die Vögel fast unter den Füßen der Menschen, und hell durch karg begrünte Hecken leuchteten gelbe Narzissenfeuer. Kühlung sprühte von drei Brunnenbecken, die wie Kleeblätter an einer kunstreich geformten steinernen Mitte hafteten. Hier standen hoch drei graue Riesenfrauen aus Granit, gesenkten Hauptes die eine, die anderen in verschiedene Himmelsrichtungen schauend, und alle drei lehnten an einer gewaltigen Schale, aus welcher, ebenfalls dreifach, in gläserner Biegung das Wasser herabstieg. In der Nähe, steil aufgerichtet, ragte ein Fernrohr, bewacht von einem Knaben, der, auf einem Schemel sitzend und Zigaretten rauchend, gegen ein Entgelt von einigen Pfennigen die Leute zum Beschauen der Sonne einlud. Unteilnehmend hasteten die meisten vorüber, und der Arzt, den eigentlich mehr die ungewöhnliche Erscheinung des Kindes als das Teleskop anzog, brauchte nicht lange zu warten.

„Man sieht viele Sonnenflecken“, ermunterte der Kleine, während er sich von seinem Sitz erhob und dem Besucher

das Okular zurechtschraubte. Seit Jahren war dieser an kein Fernrohr getreten und sah nun mit beglücktem Schauder die sonst so blendende Flammenmasse hostienklein in dem runden Glase eingefangen.
Indessen er auf die schwarzen Sprenkelchen achtete, die darüberhin verteilt waren, fiel ihm sein altes Mikroskop ein, durch das er vor drei Stunden das Blut des jungen Mädchens geprüft hatte, und gleich sank seine Stimmung ein wenig; er warf sich vor, daß er von der schulmäßig nüchternen Auffassung des Falles allzuweit abgewichen sei; ja er schämte sich der jugendlichen Aufwallung, zu der ihn der tote Soldat verleitet hatte. Kritisch überdachte er die Reihe der Mittel, welche die Wissenschaft anbot; es waren herzlich wenige, die meisten schon von ihm versucht, die anderen fragwürdig. Dennoch blieb eine Zuversicht, und keineswegs dachte er mehr daran, die Behandlung in andere Hände zu geben. Ja, während er das schimmernde Nichts im Fernrohr bewunderte, während er zu schauen meinte, wie das Licht aus den Waben der Sonne troff, war es eigentlich doch nur sie, die schöne Riesin, die er sah; immer klarer gesammelt ging ihr Wesen aus dem hellen Rund hervor, und schmerzlich ergriff ihn der Gedanke, daß ein winziges Wellchen jener ewigen Energieen, dieser beschädigten Natur zugeleitet, sie nicht nur heilen, sondern ihr ein Übermaß an Kraft und Glanz verleihen könnte.
Eine Heilung, aus der nur der frühere Zustand wieder hervorgeht und nicht ein starkes Mehr an Lebensgeist, das ist eben keine; und anderseits: Erneuerungen eines Wesens, wie wären sie möglich ohne zeitweiliges Erkranken? Wer weiß, vielleicht ergänzt sich auch die Sonne nur aus ihren schwarzen Makeln –
Während er solches erwog, hatte sich die Umdrehung der Erde bemerkbar gemacht; das Lichtscheibchen war dem Gesichtsfeld entwandert, der Blick fiel ins Leere.



„Man sieht nichts mehr“, sagte der Mann zu dem Knaben; der jedoch war sitzend eingeschlafen, erwachte aber sofort und sprang auf.—„Sie rennt immer weg, die Bestie“, brummte er, müden Gesichts, und nicht sogleich begriff der Arzt, daß mit Bestie die Sonne gemeint war.
„Auch hier scheint etwas in Gefahr“, ging es ihm durch den Sinn, indessen der Kleine das Gestirn wieder einstellen wollte; aber da schob sich eine breite Wolke vor, und es blieb nichts übrig, als vorderhand zu verzichten. Er hätte sich nun gar zu gerne noch ein wenig mit dem Buben unterhalten und fragte so nebenhin, was die schwarzen Fleckchen eigentlich bedeuteten. Jener zog eine neue, ganz verkrümmte Zigarette aus der Tasche, streifte sie gerade, zündete sie nachdenklich an und wollte eben antworten, als zwei Verhaftete, an den Händen gefesselt, vorübergeführt wurden. Dergleichen war in jener unruhigen Zeit kein seltener Anblick; der Arzt bemerkte den Vorgang zugleich mit dem Knaben und ließ diesen nicht aus den Augen; es lag ihm auf einmal viel daran, zu wissen, wie er sich verhalten werde. Schnell errötend, heftig rauchend, wandte sich der Kleine zu dem steinernen Weibe hin, das mit wetterdunklen Augenhöhlen schwermütig herabsah, während alles, was sonst auf dem Wege war, der peinlichen Gruppe nachgaffte; dann gab er aus kindlichem Ernst heraus Antwort:
„Nichts Gutes für uns bedeuten die Sonnenflecken; Krieg, Aufstand, Erdbeben, Krankheiten, große Not in der Menschenwelt.“
So also war sein Sonnenwissen; er hatte es auswendig gelernt, man hörte es dem Tonfall an. Doch mißfielen ihm wohl selber seine schrecklichen Prognosen; mit einem Lächeln suchte er sie abzuschwächen, fügte aber doch bedeutsam hinzu, man habe noch nie so viele Flecken gesehen. Dann setzte er sich, gemütlich weiterqualmend, auf

seinen Schemel, suchte unter dem Fernrohr ein Buch hervor, schlug es auf und vertiefte sich darin. Der Besucher erkannte wohl, daß er nun zunächst entlassen war, und verlegte sich auf ein langsam-beharrliches Umwandeln des großen Brunnens mit angelegentlichem Betrachten der drei granitenen Frauen. Sooft er dabei an dem Lesenden vorbeikam, sah dieser auf, warf einen freundlich bedauernden Blick ins Gewölk, widmete sich aber gleich wieder seinem Buch, kaum ahnend, daß er dem anderen einiges zu denken gab.

Der Arzt war es gewohnt, daß Menschen zu ihm kamen, die ihn brauchten; er selbst suchte niemand auf, griff niemals ungebeten in fremde Lebensgänge ein. — „Wenn es aber jeder so hält," fragte er sich jetzt, „wenn es jeder als unvornehm, als unweise ansieht, sich in das Geschick eines anderen zu mischen, muß da nicht am Ende die Welt verfaulen? Und soll ich immer nur weibliche Schützlinge haben? Der Knabe, ernst und kühl, im Kriege gezeugt, wäre er nicht ein guter Mit- und Gegenspieler im Kreis der Kräfte? Es gilt nur den Abstand zu finden; dann kann einer viel für den anderen tun. Freilich macht er einen fast lachen, der Bursche, wie er dahockt in seinem schlecht und recht aus abgetragenen Waffenröcken zusammengestückelten Mantel und mit der viel zu weiten Soldatenmütze, daran das Huflattich-Sternchen als Kokarde steckt. Auch wie er von der Sonne redet, als wäre sie ein launisches Ungeheuer, zu dessen Wärter er gewissermaßen bestellt ist und mit dem er einem gern ein bißchen Angst machen möchte, das ist belustigend. Und daß er schon ganz braune Tabakfinger hat mit seinen höchstens zwölf Jahren, könnte einen ärgern. Aber man muß sein Gesicht sehen, die grauen Augen, deren Blick noch durchaus mit sich einig ist, sein sparsames Lächeln, das herzhafte Kinn, die zarten Wangen, die so hell erröteten, als die Gefesselten vorbeigeführt wurden! O die-

ses Wegblicken, als ob du dich schämtest, daß es dergleichen geben muß in der Welt, es hat dich verraten, mein Söhnchen! Ich glaube, du bist es schon wert, daß man ein wenig um dich wirbt und über dir wacht. Schade nur, wenn auch du erst als ein Leidender in mein kleines Reich gerietest, — ich könnte dann dir und du könntest mir nicht mehr soviel bedeuten. Denn die Zeit ist bedrohlich, die Zeit, in deren Wirbelmitte du ahnungslos lebst, und während du in deinem Buche liest und auf das Gestirn des Tages wartest, um es uns nahezubringen, greift vielleicht schon, wer weiß woher, die Unterwelt nach dir!"

Bruchstück aus einem werdenden Buch

*

FRANÇOIS DE BELLEFOREST / ANSPRACHE DES PRINZEN HAMLET AN KÖNIGIN GERUTHE, SEINE MUTTER

(Aus den 1581 erschienenen „Histoires Tragiques" des François de Belleforest
übertragen von Harry Graf Keßler)

Vorbemerkung

Im Herbst erscheint, auf der Cranach-Presse in Weimar gedruckt und vom Insel-Verlag in Leipzig und S. Fischer in Berlin verlegt, Gerhart Hauptmanns neue Hamlet-Bearbeitung mit über siebenzig Holzschnitten von Edward Gordon Craig. Als Begleittext sind die Quellen abgedruckt, aus denen Shakespeare der Hamlet-Stoff zugeflossen ist, vor allem das wohl zuerst 1581, also zwanzig Jahre vor Shakespeares Hamlet, erschienene Fünfte Buch der „Histoires Tragiques" des François de Belleforest, das bei dieser Gelegenheit, wohl zum ersten Male, verdeutscht

wird; das ist um so sonderbarer, als Belleforests Erzählung hohe literarische und dichterische Qualitäten besitzt und ein glänzendes Beispiel des vollentwickelten französischen Prosastils der Renaissance ist. Dieser Stil, der sein Vorbild in der klassischen Prosa Ciceros sah, sie aber mit einem neuen und jugendfrischen Geist erfüllte, ist das literarische Seitenstück zu der französischen Architektur der Hochrenaissance und den Schlössern und Palästen an den Ufern der Loire und um Paris. Auch führen deutlich zu verfolgende Wege von dieser in rhetorisch glänzenden Reden und Gegenreden gipfelnden Erzählungskunst nicht bloß zum Drama Shakespeares, sondern auch zur klassischen französischen Tragödie Corneilles und Racines. Belleforest steht also an einem Knotenpunkt der europäischen Geistesgeschichte und verdient schon deshalb nicht die geringschätzige Behandlung, die ihm als bloßen Handlanger von Shakespeare karge Beachtung schenkt.

Ob Shakespeare den Hamlet-Stoff direkt aus Belleforest geschöpft hat, ist allerdings strittig; aber zweifellos ist er indirekt von ihm befruchtet worden, und je aufmerksamer man Belleforest liest, um so mehr Berührungspunkte findet man zwischen ihm und Shakespeare, und gewiß haben beide, sowohl Belleforest wie auch Shakespeare, die Hamlet-Sage als einen Stoff von höchster politischer Aktualität empfunden und aufgegriffen. In ihm spiegelte sich für sie die langjährige Tragödie der Maria Stuart, der einstmaligen französischen Königin, die dann als schottische Königin 1567 ihren zweiten Gemahl ermorden ließ und dessen Mörder Bothwell heiratete und schließlich infolge der Intrigen ihrer Rivalin Elisabeth und der ränkevollen Politik ihres gelehrten, ewig unschlüssigen, genialischen Sohnes zweiter Ehe, des schottischen Kronprinzen und späteren englischen Königs Jakob I., 1587 einen tragischen Tod starb. Shakespeare und seine Zuhörer haben gewiß in den Jahren um

die Jahrhundertwende, wo Jakob den englischen Thron bestieg und Shakespeares „Hamlet" das Allerneuste auf den Brettern war, bei Hamlets Mutter an Maria Stuart und ihren Mörder-Gemahl und bei Hamlet an den undurchsichtigen, unheimlichen schottischen Thronanwärter und König gedacht.

H. K.

*

Was für ein Verrat ist dieses, o verrufenste aller derjenigen, welche sich dem Willen eines abscheulichen Wüstlings hingegeben haben, daß ihr unter der Schminke erheuchelter Tränen die schlechteste Handlung und das häßlichste Verbrechen verberget, das ein Mensch ausdenken oder vollführen konnte? Welches Vertrauen kann ich euch schenken, die ihr wie eine lüsterne Buhlerin, die durch jede Art von Unzucht ihren Halt verloren hat, mit gebreiteten Armen hinter dem ungetreuen, heimtückischen Tyrannen herlaufet, der der Mörder meines Vaters ist, und den Dieb des rechtmäßigen Bettes eures treuen Gatten in Blutschande liebkoset, schamlos denjenigen verratend, welcher der geliebte Vater dieses unseligen Sohnes war, dem keine Hoffnung geblieben ist, wenn die Götter ihn nicht gnädig sehr bald aus einer Gefangenschaft befreien, die unwürdig ist seines Ranges und des edlen Stammes und der erlauchten Sippe seiner Eltern und Vorfahren? Geziemt es einer Königin und Königstochter, den Tieren in ihren Lüsten zu folgen und, genau so wie Stuten sich mit denen verbinden, die ihre ersten Schwängerer besiegt haben, einem verhaßten König zu Willen zu sein, der einen tapferen und besseren Mann als er selbst erschlagen und durch die Ermordung Horwendils Ruhm und Ehre der Dänen gelöscht hat, die kraftlos, ohne Herz oder Mut, vernichtet daliegen, seitdem der Glanz ihrer Ritterlichkeit durch den feigsten und grausamsten

Schurken auf Erden zu Ende gegangen ist? Ich kann ihn nicht als meinen Verwandten anerkennen und als Oheim betrachten, und auch euch nicht als meine vielliebe Mutter, da der eine das Blut nicht geehrt hat, das uns aufs engste hätte einigen müssen, außer indem er der anderen die Hand reichte, die nie mit dem grausamsten Feind ihres Gemahls in eine Ehe willigen konnte, ohne ihre Ehre preiszugeben und den Verdacht zu erwecken, daß sie mit dem Tode ihres Gatten einverstanden war. Ach Königin Geruthe! Das tun Hündinnen, mit vielen sich vermischen und Ehe und Beischlaf von verschiedenen Männchen begehren! Lüsternheit allein hat euch die Erinnerung an Tapferkeit und Tugenden des guten Königs, eures Gemahls und meines Vaters, aus der Seele gelöscht; zügellose Begierde hat die Tochter Roriks verleitet, den Tyrannen Fengo zu umarmen ohne Ehrfurcht vor dem Schatten Horwendils, der ein so einziges Geschick nicht verdiente, daß ihn sein Bruder treulos erschlug und er feige verraten wurde von seiner Gattin, die er so hoch in Ehren hielt und um deren Liebe er vor Zeiten Norwegen seiner Schätze beraubt und von tapferen Männern entvölkert hatte, um Roriks Reichtümer zu mehren und Geruthe zur Gemahlin des kühnsten Fürsten von Europa zu machen. Das ist nicht Weib sein, und noch weniger Fürstin, aus der jede Art von Milde, Anstand, Mitgefühl und Freundschaft leuchten muß, wenn eine ihre lieben Nachkommen einem ungewissen Schicksal und den mit Blut und Mord befleckten Händen eines Diebes und Eidbrüchigen preisgibt; nicht einmal die wildesten Tiere tun dergleichen: denn Löwen, Tiger, Luchse und Leoparden kämpfen für ihre junge Brut, und Vögel, die Schnabel, Krallen und Flügel haben, wehren sich gegen die, die ihre Jungen rauben wollen; ihr aber überlasset und überliefert mich dem Tode, statt mich zu verteidigen. Heißt das nicht, mich verraten, wenn ihr die Ruchlosigkeit des Tyrannen und seine

Gedanken voll tödlicher Pläne gegen das Geschlecht und Abbild seines Bruders kanntet, jedoch nicht verstandet oder euch nicht herablieſet, Mittel zu finden, euer Kind nach Schweden oder Norwegen zu retten oder wenigstens den Engländern auszuliefern, statt es als Opfer eurem schamlosen Ehebruch darzubringen? Verübelt es mir nicht, hohe Frau, wenn ich, außer mir vor Schmerz, so hart mit euch rede und euch weniger Achtung erweise, als es meine Pflicht wäre; denn da ihr mich vergessen und das Gedächtnis des verstorbenen Königs, meines Vaters, vernichtet habt, müßt ihr euch nicht wundern, wenn auch ich mich meiner Pflichten nicht erinnere. Seht, in welche Not ich geraten bin, und wie tief ins Unglück mich mein Schicksal und euer allzu großer Leichtsinn und Mangel an Klugheit gestürzt haben, daß ich gezwungen bin, den Narren zu spielen und das Gebaren eines Wahnsinnigen zu äffen, um mein Leben zu retten, statt mich in Waffen zu üben und auf Abenteuer auszugehen und auf jede Weise zu versuchen, mich als den wahren Sohn des tapferen und guten Königs Horwendil zu erweisen. Nicht ohne Grund und gerechten Anlaß gleichen meine Handlungen, Gebärden und Worte denen eines Narren, und will ich, daß ein jeder mich für bar jeder Vernunft und Erkenntnis halte; denn ich weiß wohl, daß derjenige, welcher sich nicht gescheut hat, seinen eigenen Bruder zu töten, und, an Mord gewöhnt, die Alleinherrschaft liebt, weil er keinen neben sich hat, der seine Schliche und Schlechtigkeiten durchschauen könnte, kaum zögern wird, mit gleicher Grausamkeit gegen Blut und Geschlecht seines von ihm erschlagenen Bruders zu wüten. Daher ist es für mich besser, zu heucheln, als meiner Natur zu folgen, deren reine und heilige Strahlen ich unter diesem Schatten verberge, wie die Sonne ihre Flammen hinter schweren Wolken in der Gluthitze des Sommers. Das Gesicht eines Wahnsinnigen paßt mir, um meine kühnen Einfälle zu ver-

hüllen, und die Taten eines Narren sind mir recht, damit ich, weise mein Benehmen berechnend, mein Leben dem dänischen Lande und dem Gedächtnis des hochseligen Königs, meines Vaters, erhalte. Denn das Verlangen, mich zu rächen, ist mir so tief ins Herz gegraben, daß, wenn ich nicht bald sterbe, ich hoffe, eine solche und so hohe Rache zu nehmen, daß man immerdar in diesen Landen davon reden wird. Allerdings müssen Zeit, Mittel und Gelegenheit abgewartet werden; denn wenn ich die Sache allzusehr überstürze, möchte ich meinen vorzeitigen Untergang herbeiführen und mein Leben enden, ehe ich mit der Verwirklichung des Vorhabens, dessen Erfolg mein Herz ersehnt, den Anfang gemacht hätte. Denn gegen einen bösen, treulosen, grausamen und rohen Mann muß man die artigsten Künste und Täuschungen spielen lassen, die ein feiner Kopf ersinnen kann, um seine Pläne nicht kundzutun; und da die Macht nicht auf meiner Seite ist, gebietet die Vernunft, daß Ränke, Verstellungen und geheime Umtriebe Ordnung schaffen. Im übrigen, hohe Frau, sollt ihr keine Träne ob meiner Narrheit vergießen, sondern seufzen über den Fehltritt, den ihr selbst getan habt, und euch grämen wegen der Schande, die Ansehen und Ruhm befleckt hat, die von alters die Königin Geruthe erlaucht machten; denn nicht der anderen Fehler sollen uns ins Gewissen stechen, sondern Schmerz empfinden sollen wir über unsere eigenen Schlechtigkeiten und übermäßig großen Irrungen. Im übrigen warne ich euch, daß, so lieb euch das Leben ist, weder der König noch ein anderer von dem, was ich euch gesagt habe, Kenntnis erhalten darf. Für das übrige lasset mich sorgen. Denn ich hoffe, mein Unternehmen zu einem guten Ausgang zu führen.

Obwohl die Königin sich ins Herz getroffen fühlte, und Hamlets Worte sie an der Stelle berührten, wo sie am empfindlichsten war, so vergaß sie doch den ganzen Unwillen,

den sie hätte empfinden können, da sie sich so scharf gescholten und getadelt sah, über der großen Freude, da sie erkannte, wie fein der Geist ihres Sohnes war, und was sie von einer solchen und so großen Weisheit hoffen durfte.
Einerseits wagte sie nicht, die Augen aufzuschlagen, um ihn anzusehen, da sie ihres Fehltritts gedachte, andererseits hätte sie gern ihren Sohn umarmt wegen der klugen Vorhaltungen, die er ihr gemacht hatte, die so wirksam waren, daß sie zur Stunde alle Flammen der Begehrlichkeit löschte, die sie Fengo zur Freundin gemacht hatten, und in ihrem Herzen die Erinnerung an die Tugenden ihres rechtmäßigen Gatten keimen ließen, den sie von Herzen betrauerte, als sie das lebende Abbild seiner Tugend und Weisheit in diesem Sohn erkannte, in dem das ritterliche Herz seines Vaters sich ihr offenbarte. Von dieser ehrbaren Leidenschaft überwältigt und ganz in Tränen aufgelöst, hielt sie lange die Augen starr auf Hamlet gerichtet, als ob sie in irgendeine tiefe Betrachtung entrückt wäre und Staunen sie gepackt hätte, dann umarmte sie ihn mit der gleichen Liebe wie nur irgendeine tugendsame Mutter ihre Nachkommenschaft küssen und liebkosen kann, und richtete an ihn folgende Worte:
Wohl weiß ich, mein Sohn, daß ich dir ein Unrecht zugefügt habe, als ich die Heirat mit Fengo duldete, da er der grausame Tyrann und Mörder deines Vaters, meines treuen Gatten, ist; aber wenn du dich besinnst auf meine geringe Macht, mit der ich Widerstand hätte leisten können, auf den Verrat des Hofes, auf das geringe Vertrauen, das wir den Höflingen schenken können, die ihm alle ergeben sind, und auf die Gewalt, die er anzuwenden vorhatte, wenn ich die Verbindung mit ihm ausschlug, dann wirst du mich eher entschuldigen, als mir Lüsternheit oder Untreue vorwerfen, und wirst mir noch weniger das Unrecht antun, zu argwöhnen, daß jemals Geruthe ihre Zustimmung zum Tode

ihres Gatten gegeben hätte. Denn ich schwöre dir bei der hohen Majestät der Götter, daß, so es in meiner Macht gewesen wäre, dem Tyrannen zu widerstehen und mit meinem Blut und dem Verlust meines Lebens das Leben meines Herrn und Gemahls zu retten, ich es ebenso beherzt getan hätte, wie ich seitdem oft die Verkürzung deines Lebens verhindert habe. Denn wenn dir das geraubt wird, dann will ich länger nicht in dieser Welt weilen, da ich sehe, daß dein Geist gesund und der Weg zur Rache für deinen Vater gangbar ist. Jedoch, mein Sohn und süßer Freund, wenn du Mitleid mit dir selbst hast und Sorge für das Gedächtnis deines Vaters, und wenn du auch nichts für diejenige, welche nicht den Namen deiner Mutter verdient, tun willst, so bitte ich dich doch, deine Sache klug zu führen, weder zu heftig noch zu feurig in deinen Anschlägen zu sein und dich nicht weiter, als Vernunft gestattet, in deinen Plänen vorzuwagen. Du siehst, daß es keinen einzigen Mann gibt, dem du trauen kannst, und daß auch ich keine Frau habe, der ich wagen würde, ein einziges Geheimnis zu sagen, ohne daß es gleich deinem Feinde hinterbracht würde, der, mag er noch so sehr tun, als ob er mich liebte, um meine Umarmungen zu genießen, mir doch mißtraut und mich fürchtet deinetwegen, und auch nicht einfältig genug ist, zu glauben, daß du wahnsinnig oder närrisch bist.

*

RICHARD BILLINGER / ZWEI ERZÄHLUNGEN

Ein Brandstifter

Oft liegen Bauernhöfe in Mulden, oft auf Sonnenbüheln, umwuchert von Äckern. Meist haben die Fenster der Ställe die schöne Aussicht, funkeln in Ebenen, von Windwolken überbauchten. Das Haus des Bauern ist selten aus Stein ge-

baut, das Holz schmiegt sich leichter zueinander, bildet die Wände der Stuben und der Kammern, die im Sommer kühl und im Winter warm sind.
Hans Falterbauer war Jungknecht im Gehöfte der Schwestern Schwertner. Die drei Weibsleute waren von der harten Arbeit verkrümmt und verbogen, trugen Hände wie Gabeln, klumpten mit Stallfüßen, das Herz war wohl schon aus seiner Form gelaufen, saß kaum mehr wo im Geleibe. Habsucht, Geiz und der Neid geißelten die drei Weiber, die den größten Bauernhof und die ergiebigsten Felder besaßen.
Der Jungknecht sah die Sonne aufgehen und untergehen, Regen kommen, den Tau blitzen, es kam ihm nicht in den Sinn, daß es die Schönheit gäbe und die Wollust des Menschseins. In der Scheune überfiel ihn das Gruseln. Das Stroh reckte gelbe Hälslein, Spinnen saßen in ihrem Fädchenhimmel.
Die Ernte war heuer „gottgesegnet", das Gerüste der Scheune wurde vollgestopft mit Kornbündeln und Weizenbündeln, die Gerste mußte von dem Stiere zusammengetreten werden, um den Platz unter dem Dache des Stadels zu finden. Die drei Bauernweiber kehrten noch nach Feierabend ihre Tenne blank, fraßen Staub, als der Mond schon auf der Wolke schwamm.
Der Jungknecht schritt durch den von den Mägden verlassenen Stall. Er ging an den Kühen vorbei, er sättigte sich am Odem des Kuhmistes. Die schwarze Nacht, meinte er, sitze in der Scheune, deren Tor er entriegelte. Das Mondlicht sickerte durch die Löcher und die Fugen. Der Knecht beschenkte ein Strohhälmchen mit dem Flämmlein eines Zündholzes, überließ diesem Hälmchen die Ernteschenne.
Er legte sich in der „Kammer" schlafen. Die Mitknechte hatten alle die Wege zu den Mägdefenstern genommen, sie dienten dem Gesetze der entfesselten Nacht.

Den drei Schwestern half kein Gebetsversprechen, als die Scheune flammte. Sie bespieen sich mit Flüchen, dem Versicherungsmann die Tür gewiesen zu haben. Schafe rannten in die Lohe, Säue stoben durch die Leute, der Hengst bäumte. Hexengleich rannten die drei Weiber um die verlorene Scheune, aus geklafften Hemden die verdorrten Brüste zeigend.
Am nächsten Tage wurde ein Handwerksbursche, der im Pferdestalle übernachtet hatte, verhaftet. Der Jungknecht bat seine Eltern, bei einem anderen Bauern in Dienst gehen zu dürfen. Er kam ins Nachbardorf zu einem alten Bauern. Der stritt oft mit seinem Weibe. Hans Falterbauer freute sich der Zwietracht der Eheleute, speicherte Schadenfreude in seinem Herzen auf. An einem Sonntage war er zu Fuß in die „Stadt" gewandert. Die ödete den Dorfmann mit den scheunelosen Häusern an. Auf dem Wege zum Bahnhofe traf er einen Gendarm, der einen Gefesselten begleitete. Das Gesicht dieses Gefangenen trug den Schein und das Winken, das dem Knechte vertraut war. Die gaffenden Weiber, knieschiebenden Mannsleute schreckten vor dem Bewachten, freuten sich unverlierbarer Pfühle und Tische.
Das Weib des Bauern, bei dem Hans diente, trachtete jeder Mannshose nach. Knechte ringsum kannten sie. Sogar die Stromer besprachen auf ihren Wegen diese liebebeschienene Herberge. Mit entblößten Augen schaute das Weib auch auf den Jungknecht. Der fing den Frosch, zertrat ihn. Den Igel sperrte er in die Speisekammer. Eine tote Ratte legte er zwischen die Scheiter, die ofenbetreuende Bäuerin zu schrecken. Das Bauernweib hörte in der Nacht das Geschrei einer noch schulpflichtigen Magd, die in seiner Vorkammer schlafen mußte. Es stürzte im Hemde zu dem Mädchen, es sah den Jungknecht flüchten. In derselben Nacht brannte das Gehöft des alten Bauern nieder. Die Brandstätte mied

bald der junge Knecht. Die Leute hatten wohl recht, wenn sie die Ursache des Unglückes, des Brandes, den oft zweifelhaften Besuchern der Bäuerin zuschrieben.
Der Pfarrhof von Hans Falterbauers Heimatsdorfe stand im Rufe der Sauberkeit. Die Dienstboten lebten dort ohne Unruhe, gaben sich zufrieden. Hans lag hier zum ersten Male in seinem Leben in einem linnenreinen Bette. Die Sünde der Unzucht war hier besonders verächtlich. Heiligenbilder hingen an der Wand, auf dem Flure stand bäumleingroß der Rosmarin, Aborte lagen nicht mehr hinter den Ställen, sie prangten im Hause, jedes Ding besaß die Würde der Gediegenheit und das Gewicht des guten Scheines.
Die Dorfkirche, die der Knecht nun Sonntags besuchen mußte, hatte unter keiner „Renovierung" gelitten. Berühmt waren die goldberührten Gestalten der Heiligen, deren Gewänder ein Wind bauschte, deren Hände zu tanzen schienen. Jahrhundertalte Fahnen galten Zünften, die sie von weither spendeten, als Flügel, samtene, der Ewigkeit, als Standarten ihres Gottesgewissens. Engelsköpfe klebten an Altären, geflügelte Tiere des Evangeliums bewachten den Predigtstuhl.
Hans, der Pfarrersknecht, ging an einem Sonntagnachmittage ins Gasthaus. Das Geknatter der Kegelbahn lockte. Erst strolchte er sonntagsschön um den Krämerladen, sah zwei alte Weiber aus der Kirche schreiten, die noch den Weihrauch trugen. Der Junge tauchte die Kirchentüre auf und trat in das verlassene Gotteshaus. Er ging zu einem Beichtstuhle, setzte sich auf die Priesterbank. Er schritt zum Hochaltare, besah sich dessen Prunkbild. Eva beschenkte Adam mit einem Apfel. Die Schlange wiegte sich vom Baume.
An einem Seitenaltare kniete ein Mädchen. Hans, der Knecht, hatte die heimliche Beterin früher gar nicht bemerkt. Deren Gesicht überspannen Engel mit dem

Schleier der Andacht. Das Haupt schien dem Leibe entschweben zu wollen. Dem anschleichenden Burschen gefiel auf einmal die Kirche. Die Betstühle spiegelten das Licht. Posaunen Jehovas funkelten. Hinter dem Mädchen lauerte der Junge. Das Altärlein war der heiligen Notburga geweiht. Das hölzerne Leiblein der Heiligen prangte, eine Sichel schwebte hoch wie ein silbern entflohenes Herzding, ein Spielzeug, keine harte Arbeitsschneide, kein Ährenmesser.

Hans legte seine Faust auf die Betende, er wollte das Mädchen in den Beichtstuhl, in ein Nischlein oder Bettgefüge tragen. Doch der Brünstige war wohl tolpatschig, ungeschickt, das feine Körperlein entwand sich ihm, wie von Himmelshänden beschützt. Das Mädchen entkam. „Bleib!" keuchte der Knecht, rührte sich aber nicht von seinem Platze. Er hatte geglaubt, die Zarte bliebe gerne an seinem Herzen, wie das Bienlein den Honig leckend.

Die Stille der Kirche war wohl nur Himmlischen angenehm. Karl empfand sie als einen Genuß, der einem erst nach dem Grabe gebühre. Hold lächelte die Tirolermagd Notburga. Die braunen Bauernwangen trugen Lichtflecken, das Gewand war nicht ganz bis zu den Füßen gefallen, ließ die Knöchel und die nackten Zehen den Betern zur Betrachtung. Wo die Brüste sich verbargen, hatte der Holzschneider der Heiligen hundert Hemdfältlein gebauscht, der Hals trug zierlich das Haupt, das von einem Heiligenscheine beschwerte.

Die Gebenedeite stand in hüftehohen Ähren. In die Altarnische war der blaue Himmel gemalt.

Der Knecht Hans fand, daß die Gebliebene die Entflohene ewigweit übertreffe. So zeige sich kein Weibesantlitz, so hold diene keine Stirne dem Haargeflechte! Die könne Brot backen wie die Mutter und das Pfühlein richten und den Weg hüten und die Abendtüre versperren! Die Nacht



schenke sie, aus dem Wolkenrot steigend, den Wind in kühlen Handschalen, Liebe lispelnd. Mägden, die nachthinein die Schwengel der tiefen Brunnen hoben, fülle sie rascher ja die Tröge mit dem Wasser. Sie böte ihm auch die Wange und seinem Munde goldene Lippe.

Der schön Gefangene stieg wie im Traume auf den Altar, hob das leichte Bildwerk der Heiligen in seine Arme. Er hüpfte auf die teppichbelegte Stufe, schritt mit dem Raube durch die Kirche. Steinstufen liefen vom Glockenhause aufwärts in den Turm. Hans Faltenbauer gelangte bis zur Glockenstube. Die Glocken hingen geschwisterlich in den Jochen, gefangene Dämonen der Lüfte. Die schweren Klöppel ruhten. Aus der Glockenstube führte ein Türlein unter das hochgefaltete Dach der Kirche. Das Ewige lag wo schöpfbar in den Bezirken des Turmes.

Unter dem Dache zerfiel aufgehäuftes Gerümpel. Särge, wappenumbilderte und deckelentblößte, standen gleich liebeentstürmten Betten in den Winkeln. Totenköpfe thronten in einer Pyramide. Staub der Vergänglichkeit flirrte in den Sonnenstrahlen, die durch das Dach fielen.

Der Junge suchte eine Höhle, einen wiesenschönen Anger für die Heilige. Ein Thronstuhl, dem das verdorrte Eingeweide aus zerschlissenem Sammet schoß, schreckte ihn. Da stand ja eine Bahre, eine wohl zwieschläfige! Sogar ein goldbequasteter Polster lag zu Häupten des Totenschiffleins, das seine Fracht, die entwundete Seele, dem Hafen schon gespendet hatte.

Dahinein legte der Knecht voll Zartheit die Bürde. Seine rauhen und zerschrundenen Hände lagen auf den Wangen der Strahlenden, die als eine Magd einstmals von Gott des Wunders gewürdigt worden war, das ihr Sichlein, der übermächtigen Erntefron auf einem Bauernacker zu entrinnen, in die Luft geschleudert hatte und das in Lüften „sitzen“-geblieben war.

Als der Küster abends das Tor der Kirche versperren mußte, trat noch ein Besucher der Altäre über die Schwelle. Der alte Mann erkannte den Pfarrersknecht nicht, meinte, ein Betrunkener hätte in dem Gotteshause geschlafen. In derselben Nacht zerriß das Dach der Kirche eine Feuerflamme. Die Dörfler fürchteten um ihre Häuser. Die benachbarte Stadt schickte die Motorenspritze. Die Heiligen wurden den Altären entrissen. Es brannte aber nur das Dach nieder, die Decke der Kirche hielt stand, auch der Turm wehrte die aufzüngelnden Flammen ab. Viele meinten, ein Wunder wäre bei dem Kirchenbrande am Werke gewesen. Als man die heilige Notburga von ihrem Altare tragen wollte, sie zu bergen, sei sie verschwunden gewesen. Sicher hätte diese Dorfliebende mit den Flammen gerungen, das Feuer erwürgt.

Dem Pfarrersknecht behagte es in seinem Dienstorte nicht mehr, er wurde trotzig, keck, faul. Gar fremd und ihn nichts mehr angehend dünkte ihm auch das Gebet. Er stand wie nackt unter Vermummten, kein Engel umflüsterte ihn mehr.

Hans Faltenbauers Vater hatte ein paar Äcker gepachtet, und er befahl seinem vom Knechtsdienste entlassenen Sohne heimzukehren.

Hans trat wieder in die Elternstube, fremden Lüften entstiegen, brüstebegehrend gleich einem Säuglinge. Der jungen Schwester Schürze trug er in sein Bett. Die Mutter fand sie am Morgen unter seinem Laken. Sie sagte das dem Vater. Hans balgte gerade mit seiner Schwester unter den Apfelbäumen. Der alte Häusler glaubte, der Bursche täte dem Mädchen etwas zuleide. Er sah das Brünstige des Jungen in Leib und Gebaren, er ahnte das Schreckliche, er schlug so hart des Sohnes Wange und Antlitz, daß das Blut dessen Hemd netzte.

Die mit Heu und Stroh gefüllte Anhütte des Häuschens



Falterbauers fraß in derselben Nacht das Feuer, fraß alles bis aufs letzte Hälmchen, schmorte die Hühner und zerbiß die Ziege, verschonte auch das Leutedach des Hauses nicht, verschlang sogar die Betten und die Stühle und ließ vom „Anwesen“ des Häuslers nur ein Häufchen Staub am Morgen übrig.

Man sagte es im Dorfe, der Häusler hätte schon lange seinem Sohn geargwöhnt, die früheren Untaten des Knechtes geahnt.

Man konnte das Wahre nicht mehr auf den Wirtshaustisch bekommen, denn der Häusler hatte den Brandstifter in der Nacht erwürgt, er selbst hatte sich im Karpfenweiher des Pfarrhofes ertränkt.

*

Der Frevler

Gleich Teufelsschwänzen hingen die Hanfstränge der Glocken hernieder vom Turme, und drei Weiber, Parzen gleich, keuchten, die Glocken läutend, zogen die immer wieder aufschnellenden Stränge in ihren Schoß, und ein Weibsstück sang:

Sterben! Sterben!
Die andern wollen erben
den Geldsack, das Schindeldach!

Ins Grab wurde der „freie“ Bauer Kilian Lindenmilch geschaufelt. Im Zorne über seinen Sohn, der das vom Vater zugeführte Bräutlein verschmäht hatte, war ein Äderchen dem Alten geplatzt, hatte der Tod ihm den Odem gestohlen.

Am folgenden Tage lag der Sohn und Erbe noch in seinem Pfühle, als die drei Glockenweiber, die dem Vater in die Ewigkeit „geholfen“ hatten, um das Läutergeld bitten kamen. Der Schlaftrunkene warf den drei Weibern sein

Beutelchen zu. „Der Kittel stinkt", grollte der junge Bauer, den Schlaf noch kostend. Eine Magd füllte den Badezuber mit dem kalten und mit dem warmen Wasser. Ostervögel riefen im Garten. Die ersten Auveilchen hatte eine Betreuende auf den Tisch gestellt.

Im „guten" Gewande stand der Erbe heute unter dem Hoftore. Viele Äcker und Wiesen dienten seiner Scheune, sein Stall barg zeilenlange das Vieh. Nichts „fehlte". Nur das Herz des Jungen war üppig geraten, kniete in keiner Ackerfurche mehr.

Das Schloß Zinneberg lag am Flusse Inn. Ignaz Gras, der Gütermakler, der „Anstauber", kam zum jungen Bauern Kilian Lindenmilch und frug ihn im Scherz, ob das Schloß des Grafen ihm gefalle. Der Graf wolle es ihm verkaufen. Aus des Händlers Munde stank das schon oft gehörte Gerücht, der Graf lebe mit seiner Gattin in Unfrieden, er fürchte auch seine Base, Äbtissin des Klosters der Engel. Deren Eltern waren bei einer Kahnfahrt im Innflusse ersoffen, es hatte sich nur der Graf, der Neffe der Schloßbesitzer, schwimmend gerettet. Seelegram war deren einzige Tochter ins nahe Kloster gezogen, und als die alte Äbtissin dort verstarb, wurde die Adelige zur Führerin gewählt, trotz ihres noch jungen Leibes und trotz nicht jahreerprobter Frömmigkeit. Das Schloß am Inn hatte das Weib aber in heimlicher Herzensliebe dem Vetter geschenkt, dem den Innfluten Entronnenen. Kaum stak aber der Hünengleiche, Rotbebartete in goldenen Hosen, als er ein Stadtfräulein freite. Die Äbtissin beschaute ihr Antlitz im Spiegel ihres Gemaches, vergrub jede Erdehoffnung im Särglein der Gebete und der Kasteiungen. Nach Venedig ging die Hochzeitsfahrt des Grafen. Wie auf einem Sonnenstrahle wollte der Plumpe in den Himmel der Ehe reisen. Als Graf und Gräfin die Türme und die Häuser der Stadt, die der Wind ölte, bestaunten, Wolken, von den Tritten der Götter tönend,

über sich fliegen sahen, trat aus einem alten Tore ein Jüngling. Es war, als käme Bacchus vom Bechertische. Das Weib des Grafen erschauderte und erbleichte beim Anblicke des Jungen. Jäh biß die Eifersucht das Herz des Gatten entzwei. Nach Wochen, als Graf und Gräfin wieder in ihrem Schlosse beim Mahle saßen, auf die horizontegroßen Innauen blickten, trat der Venetier an den Tisch. Wie er hieher gekommen sei, frug weder Mann noch Weib. Die Gräfin aber wußte es sogleich, daß der Graf ihre Treue auf die Probe stellen wollte. Sie schwieg seit diesem Tage. Barnabas, den Namen trug der Jüngling, eroberte bald Tier und Mensch. Die Vogelkehle schien des Goldes voll zu sein über den Wohlgebildeten. Der Landesfremde fand bald Wege und Wald, ritt, wohin es ihm beliebte, entdeckte den Bauern die Brunnenquellen, wußte Salben und Tränklein den Bresthaften zu schenken, lehrte neue Tänze. Kein Dörnlein schien ihn zu entstellen, kein Gebetesseufzer schwoll dessen Herz.
Kilian lauschte der Rede des Maklers, des Leutebetrügers. Er kannte Barnabas. Er hatte jäh den Freund gefunden, der ihn aus der Stube lockte, den Wein in der Gästestube des Nonnenklosters zu trinken, das das Schankrecht von alters her besaß, im Süden wo die Weingärten pflegen ließ. Gar ein Nönnlein hatte durch den Türspalt auf die zwei Prasser gelugt. Die Äbtissin lud den jungen Freund ihres Vetters zum Mahle. Silberne Becherlein, Porzellan aus Chinalande schmückten den Tisch. Zwei Nonnen mußten zur Harfe singen. Der Graf war von der Buhlschaft seiner Base überzeugt, und da zur selben Zeit Kaiser Josef in Österreich Klöster aufhob, Bauern befreite, meinte der Argwöhnische, Mißtrauende, von Eifersucht Blinde und Betölpte, der Kaiser könne der Äbtissin, die erklärt haben sollte, Barnabas zu heiraten, ihr Elternerbe wieder verschaffen, ihn vom Schlosse wegjagen. Wohl träufelte ja

böses Gewissen Gift in seine Seele, Bauern spuckten hinterrücks vor ihm aus, da ein Fischer es beobachtet, wie er die alten Verwandten, die Eltern der Äbtissin, aus dem Boote in den hochgehenden Inn geschleudert hatte.
Kilian stand noch immer unter dem Hoftore. Er sah die fernen Türme des Schlosses, sein Herz schien ihm nicht zu klein zu sein, im getürmeten Hause zu wohnen. Da ritt ein Dienstknecht des Grafen an, brachte dem Bauern die Bitte des jungen Italieners, schnell zu kommen. Weglagerer haben den Arglosen überfallen, erzählte der alte Knecht. Er wußte aber noch anderes zu sagen. Zigeuner, als Bauern vermummt, hätte der Graf, der sein niebegründetes Mißtrauen gegen sein Weib nicht mehr ertragen, seine verstummte Gattin nicht der Untreue überführen konnte, gedingt, den schon Lästigen, sein Weib nicht Beachtenden, kurzerhand zu ermorden.
Kilian ritt zum Schlosse. Er fand das Tor offen, die Dienstknechte schienen entlaufen zu sein.
Der alte Knecht zeigte ihm die Kammer des Freundes. Der Bauer fand nur mehr einen Toten. Dienerinnen klagten nahebei. Ihre Herrin hätte den Becher, den der Graf mit einem Labetrunke für Barnabas gefüllt hatte, vor der Schwelle der Kammer selbst geleert, wäre sogleich entseelt, von dem Gifte, das der Becher wohl enthalten hatte, versehrt, zu Boden gesunken. Da stürmte die Äbtissin an, mit Fanfarenklängen sich meldend. Sie hatte einen Wagen mit Klosterknechten bemannt, den Geliebten zu bergen. Man legte den Toten nackt auf den Wagen. Mägde liefen aus den Ställen, Weiber von ihren Männern, Bettler und Betrunkene sammelten sich zu Hauf, folgten dem Wagen, die Kirchenglocken erklangen, von Kindern bewegt.
Vorm Tore der Klosterkirche stand der Klosterkaplan und ein Greis mit einem juwelengeschmückten Kreuze. Es war die Kunde zu den Priestern gelaufen, die liebesirre Äbtissin

wolle an Christi Stelle ihren toten Buhlen Barnabas auf den Altar bahren vor die hundert beleuchteten Kugeln aus Glas, die am Gründonnerstage erhellt werden durch Dochtflämmlein, den Leichnam Gottes der gläubigen Menge zu zeigen.
Brausend nahte der Zug des Wagens, wie von Dämonen geführt. „Sakrilegium!“ schrie der Kaplan. „Omnipotens Deus!“ betete der alte Priester. Vor dem Tore hielt der Wagen. Klosterknechte luden nun auf eine Bahre den Leichnam. „Machet auf!“ rief die Äbtissin. „Nein!“ antwortete der Kaplan des Klosters. Aus allen Fenstern des Klosters winkten die Nonnen, die Kirchenorgel pfiff und gellte und jubilierte, die Glocken erschütterten die Luft.
Jetzt sprang Kilian, der Bauer, vor, entriß dem Kaplane den Schlüssel, sperrte das Tor auf. Er wehrte den zürnenden Priester ab, bekam von einem plötzlich herbeigeeilten Mönche einen derben Schlag in das Antlitz. Da loderte der ererbte Zorn aus dem jungen Bauern. Er warf den Mönch zu Boden, zerstampfte schreiend ihm die Rippen, schlug mit seiner Faust den milde zusprechenden alten Priester auf die Schläfe, den Sitz des Lebens, daß der Greis wie tot zur Erde sank.
Gleich einem goldenen Abgrunde erglühte das sichtbare Kircheninnere, der Altar brannte voller Kerzen. Über die am Boden liegenden zwei Priester hinweg drängte das Volk, die Bahre voran, von der Äbtissin geführt, in die der Satan des Übermutes gefahren zu sein schien. Ein paar alte Weiber bargen die toten Priester, sich bekreuzend und den Gottesfrevel beklagend. Ferne schwoll der Feuerschein des brennenden Schlosses hoch.
Kilian war dem Zuge nicht gefolgt. Er hockte auf einer alten Innweide, ernüchtert. Müde ging er heim. Er schlief in seinem Pfühle bis in den halben Morgen des Karfreitages, als die Türe Soldaten der Stadt Passau aufstießen.

Kilian hatte einen Generalvikar, der gekommen war, die liebebetörte Äbtissin wieder auf den Weg Gottes zu führen, getötet. Auch einen Mönch, einen Almosensammler aus der fernen Stadt Salzburg, hatte er vom Leben in den Tod getrieben.

Der Bauer wurde gefesselt nach der Stadt Passau geführt und nach monatelanger Kerkerhaft, nachdem der Kaiser selbst eine Begnadigung abgelehnt hatte, auf dem Richtplatze dieser Stadt enthauptet.

*

ALBRECHT SCHAEFFER / IN DIESEM ZEICHEN WIRD DER KAISER SIEGEN!

Aus dem Roman „Kaiser Konstantin“

Am Nachmittag stand die Schlacht.

Sie war die letzte von fünf zwischen den hadernden Kaisern, in denen Konstantin den Maxentius von den Alpen herunter südwärts bis in den Schatten von Rom gedrängt hatte. Jede von diesen Schlachten, in mutlosem Ungeschick von Maxentius angenommen, war ihm als Niederlage zuvor entschieden; jede bestand nur aus sich wehrendem Weichen. Dennoch brachte das Ungestüm Konstantins seinen Legionen die größeren Verluste; ihre Zahl war von jeher geringer, und als Maxentius jetzt, in der gehemmtesten Lage, den geschwollenen Tiber im Rücken, zum letzten Mal vorging, war seine Armee, von Rom her verstärkt, um beinah ein Drittel größer.

Dreihunderttausend Männer, Fußvolk und Reiter, Völker von Britannien bis nach Memfis, von den Herkules-Säulen bis Bithynien, schritten und ritten auf Hörnerschrei eisengepanzert gegeneinander; von Dreihunderttausend Jeder entschlossen als Preis seines Lebens drei andre zu nehmen:



das ist eine Million, die sterben sollte. Die Not des Tibers im Rücken, und hinter ihm die Stadt Rom, straffte noch einmal den müde marschierten Leib der Armee, die schlaff wie Maxentius selber war, und sie hielt allen in sie einbohrenden Keilen stand, bis am Mittag beiderseits die Erschöpfung siegte. Die Schlacht war auf die letzten Reserven gekommen; da aber unterließen beide Kaiser im gleichen Zaudern den Einsatz. Die ineinandergehauenen Fronten lösten sich voneinander und jede stürzte, nur auf Rufweite von der anderen getrennt, zu Boden. Die Lebenden lagen wie Tote.

Der Herbsttag war kalt, aber doch mittags von nasser Schwüle. Der Nebel war nach geringem Schwanken und Steigen durch Morgensonne und Wind dicht und grau über die tausend Kohorten gesunken und hatte, die Sicht verschließend, jede weite Bewegung verhindert. Wenn vor Reitergeschwadern, die im Nebel verjagten, Schatten von Speerwäldern im Nebel auftauchten, brachte angstvoller Hornschrei oft erst Auge in Auge die Freunde vor Freunden zum Stehn. Mittags lag der Nebel, von matter Sonne schimmernd, über der Ebene wie eine farbige Decke, rötlich hier, gelb dort von Sonne und in Masse zerstäubten Pollen von Ginster und Porst, dort bleierngrau; eine Decke, ohne Bewegung über zerstampften Wiesen, Haiden und Dickichten des Ginsters, über tausendfacher Zerschmetterung, klaffenden, blutströmenden, sich werfenden, stöhnenden, qualzerrissenen Leibern und den stillen Haufen der Toten, zwischen denen die Lebenden hockten mit entstellten blicklosen Augen, sinnlos das Blut mit zitternden Händen von Armen und Klingen wischend, Andere nur keuchend, die Stirn in den Händen, die Stirn in die Erde gewühlt.

Die Ruhe hatte drei Stunden gedauert, als Konstantin seine Front gegen Norden zu abritt. Vor dem Aufsitzen

hatte es ihn übermannt, so daß er lange, halb hängend, mit Stirn und Armen auf dem Rücken des Schwarzen stand, der die Ohren zurücklegend stillhielt, bis es ihm genug schien und er, den langen Kopf herumbiegend, mit klappernden Lippen nach der Schulter des Kaisers faßte. Der richtete sich alsbald auf, starrte müde aus den quellenden, blutunterlaufenen Augen, schüttelte den Kopf, winkte und ließ sich aufs Pferd heben, das sogleich weit schreitend die klobigen Hufe vorwarf. Noch lag Alles am Boden, aber die Kohorten hatten zumeist ihre dreifache Gliederung wieder angenommen, deren jeweiliger Umfang die Verluste erkennen ließ. Er selber war, bald zu Roß, bald zu Fuß, befehlend und fechtend immer vorn im Getümmel gewesen, und von den sechs Prätorianern, die vor und neben und hinter ihm seine Heiligkeit mit ihrem Leben zu decken hatten, war jeder schon zweimal gefallen; fing die Schlacht wieder an, so stand an Stelle jedes Ersten der Dritte. Er aber saß eingesunken auf dem stämmigen Roß, den Blick der schwimmenden Augen über den Boden ziehend, über die Einzelnen, über die Hügel der Toten, aus denen schiefe Feldzeichen ragten, über Blutlachen, über Waffen, abgeschlagene Gliedmaßen, Tote, Tote, die oft sein Pferd mit langem, zaudernd gestrecktem Tritt geziert schonte. Zwei berittene Tribunen vor ihm auf seitwärts tänzelnden Pferden veranlaßten mit eintönig wechselndem: „Der Kaiser! Der Kaiser!" Jeden, der die Kraft dazu hatte, den Arm über die Augen zu legen. Der Anblick der Majestät war nur im Gefecht erlaubt.

Plötzlich wankte der Kaiser und glitt, das Gesicht von schmerzlichem Ekel verzerrt, so rasch vom Pferd, daß er in den Händen der zugesprungenen Trabanten doch fast mit den Schultern zu Boden kam. Zwischen ihnen hängend, sah er sie an, als bemühte er sich, sie zu erkennen, raffte sich dann auf die Füße und lief hinkend – sein linkes Knie

war verletzt –, das Schwert vor sich aufstützend, in zerhauenen klaffenden Beinschienen und blutbesudelt, eine Anhöhe hinauf, stolpernd über Stufen von Armen und Beinen der Toten. Oben stand eine große Pinie allein, um deren roten Stamm herum, den Rücken daran gelehnt, die Häupter auf der Brust, fünf Gepanzerte saßen, jeder an einer anderen Stelle entsetzlich klaffend, einer einen Schwertgriff, der auf seiner Brust saß, in beiden Händen, alle noch erkennbar als Angehörige der Fulminatrix-Legion, aber sonst unerkennbar, ob tot oder lebend. Konstantin blieb einen Augenblick in sturer Betrachtung des grausigen Sterns von Baum und Leichen; jedoch war die Anstrengung des Steigens zu groß gewesen, und als das Gefolge nachkam, saß er flach im Sand auf den Schenkeln, so wie die Toten, die Ellbogen neben sich aufgestützt, das Kinn auf der Brust. Aber vom Sitzen schon erquickt, hob er es bald, nickte mehrmals ermunternd und sagte: „Holt Nathanael. Ich bin so schlaff wie Lumpen. Ach ich bin", lachte er hustend, „nicht so lebensvoll wie eine kleine Lerche."
Er nahm nun mit beiden Händen den Goldhelm vom Haupt, ließ ihn den zugreifenden Händen und streckte sich ganz aus, ohne hinzusehn über Einen, der mit dem Rücken nach oben dort lag. Die Leibwachen zogen eilfertig Alles, was an Sterbenden und Toten herumlag, aus der Nähe der Majestät den Hügel hinunter, Aufschrei mit übergelegter Hand erstickend, und gaben des Kaisers Ruf nach Nathanael weiter, bis er im Nebel und Schweigen verhallte.
„O Heiland!" keuchte der liegende Kaiser nach oben, „all das Blut! Den ganzen Tag gemetzelt und nicht vorwärtsgekommen. Der zuviele Christus im Heer hats weich gemacht. O Nathanael, oh!"
Er war nun lange Zeit still, richtete sich dann auf und schaute umher. Am Hügel unten wurde eine geistliche Stimme hörbar: „Ihr Lieben, ergebt euch in Jesum! Kom-

Beethovens Hände

Am Totenbett angefertigte Ölstudie von J. Danhauser

met zu mir, wer Christus bekennt! Ich habe Hostien mitgebracht und gebe euch Wegeszehrung. Christus gab ja den reinen Leib für eure Sünden, und sie sind euch vergeben."
Es war Rufus. Er blickte von einer Hand, die schon ausgestreckt im Todeskrampf leer zurückschlug, schmerzlich nach oben, aber der Kaiser saß abgewandt. Er hatte schon ein- und zweimal, während er nach der Stimme des Diakons horchte, mit dem Blick an dem jetzt neben ihm liegenden, anscheinend toten Mann gesucht, der von den Fersen bis zum Nacken mit Blut und drinklebendem Sand, Nadeln und Ginsterblüten so überdeckt war, daß die goldenen Zierate der Rüstung kaum zu erkennen waren. Jetzt faßte der Kaiser jäh in sein Haar, drehte das Gesicht seitwärts – es war blutrot mit geschlossenen Augen – und sagte: „Allmächtiger, es ist mein Sohn!"
Augenblicks über ihm knieend, drehte er ihn herum, rief: „Ach, sei nicht tot!", rief wieder nach Nathanael und nach Wasser, schlug die Hände zusammen und klagte: „Aus den Augen verloren und aus dem Gedächtnis! O du Rasender, wie hast du gefochten!" Seine Tränen flossen, denn Crispus sah schrecklich aus. Er lag noch mit geschlossenen Lidern, das linke und seine Umgebung war schwarz, das halbe Gesicht war geschwollen und rot von trockenem Blut, die Nüstern mit Blut verstopft. „Er ist noch warm", sagte sein Vater jetzt stiller.
Dann kam Nathanael. Einer kleinen Truhe, die er zu Boden setzte, entnahm er Bestecke, reines Linnen und kleine Kruken mit Essenzen, und in der geschwindesten Frist war das Antlitz gereinigt, die Nase atemfrei, eine von der Lippe zum Auge klaffende Schmarre geschlossen. Der Arzt horchte, klopfte und prüfte an allen Gliedern, sah zu Konstantin auf und sprach: „Ganz gesund." Dann den leblosen Kopf sanft im Arm aufrichtend, rieb er ihm eine stark duftende Essenz um die Nüstern. Crispus nieste sogleich und

öffnete Lippen und Augen. Die schlossen sich zwar wieder, und eine Zeit verging, während er röchelnd Klumpen geronnenen Blutes über die Lippen wälzte. Haupt an Haupt mit dem Arzt kniete der Kaiser über dem bleichen erstorbenen Antlitz, auf das seine Tränen tropften. Endlich gingen die Lider darin wieder hoch; statt des Weißen vom Auge erschien langsam die Iris, und nun floß ein Blick voll Geheimnis tief von jenseits herauf; er blieb aber fremd und sah Niemand.

Crispus richtete sich auf. Ohne die über ihn Gebeugten zu beachten, mühte er sich an ihren Schultern mit kraftlosen Armen aufrecht, während sein Blick zunahm und zuletzt in den Himmel gerichtet feststand. Nun kam ein gurgelnder Laut.

„Ja, Kind, ja, was willst du mir sagen?“

Aber der zerhauene Mund ließ noch keine Silbe hervor. Von Nathanaels Schulter löste sich schwankend der rechte Arm, spreizte mühsam die Hand, und sie deutete aufwärts. Der Kaiser und Alle, die nahe standen, wandten die Augen dorthin.

Im Nebelmeer schwamm die Sonne, eine weiße Scheibe, groß und sehr still. Eine sanfte Stimme – Rufus' Stimme – sagte sogleich: „Seht die Oblate.“

Aber Crispus schüttelte den Kopf, und seine Hand deutete höher. Ja, dort, hoch oben am Himmel war eine Gestalt aus zartem Licht zu erkennen, ein senkrechter, goldweißer Streifen, der die Umrisse einer stehenden Gestalt zu haben schien. Eine leise, wehende Bewegung – und nun bildeten sich Arme. Arme erhoben sich und streckten sich aus; und nun – während durch die Stille der Schlacht-Ruhe und des Nebels ein tiefes redendes Sausen von ferne herbeizog, alle Schleier wallten und flatterten, die Sonne dampfte –, nun stand glänzend, ungeheuer groß und einsam über der Sonnenscheibe im Himmel ein Kreuz aus Licht.

Die es sahn, stöhnten auf. Die selige Erscheinung, himmelher drohend mit der Kraft ihrer Göttlichkeit, weitete alle Seelen unten mit solcher Gewalt und Schnelle, daß der Atem versagte. Dieser und Der fiel laut aufschluchzend in die Knie; Konstantin, halb erst aufrecht über den Sohn gebückt, starrte mit entsetzten vergehenden Augen, Rufus stand, die Hände unter dem Antlitz gefaltet, das von Innigkeit blühte. Aber Crispus blickte nicht mehr wie die Andern in die Himmelsferne, sondern seine Augen, die sich mit einer staunenden Seligkeit füllten, schienen auf einen vor ihm Stehenden gerichtet. Er lächelte, schien zu lauschen, und dann sagte er leise: „Ja." Er horchte wieder, seine Lippen bewegten sich, er flüsterte: „Ja. Ja, ich werde es sagen." Immer inbrünstig emporschauend, wurde sein Auge schmerzlich. „Bleiben!" bat er, „oh! Nicht – so rasch!"
Plötzlich fielen seine Lider wie zugedrückt und er lag ohne Bewegung.
Das Kreuz brannte hell. Aller Augen hingen an ihm. Jetzt tastete Crispus' Hand nach seinem Vater. Er drehte das Gesicht zu ihm hin, öffnete Augen und Mund und sagte kaum hörbar:
„In diesem – der Sieg."
Darauf sank er zurück und verbarg das Gesicht in den Händen.
„Ja", sagte Konstantin, „nur in dem Zeichen."
Er streckte, sich aufrichtend, betend die Hände aus und sprach voll Vertrauen: „Kreuz des Friedens, sei gnädig uns Allen!" Im Augenblick danach schlug ein Schrei irgendwo aus der Tiefe empor:
„In diesem Zeichen wird der Kaiser siegen!"
Wer hatte Crispus vernommen? Rufus hatte seine Worte gehört und gemurmelt, für sich wiederholend, was nie vergessen werden durfte; Andre hatten gehört und weitergesagt. Konstantin blieb noch unbewegt. Auf seinem Scheitel wehte

das lose Haar, denn nun flogen Windhauche überall, der Nebel ward schütter und locker, das Schlachtfeld erschien, Lanzen und Helme blitzten, die Karrees lagernder Kohorten wurden erhellt und wieder zu Schatten, höher flammte die Himmels-Erscheinung, und überall umher wanderte der jubelnde Ruf: „In diesem Zeichen der Sieg!"
Jetzt begriff es der Kaiser und schüttelte sich. „Sind sie toll geworden?" sagte er tief. „In dem Zeichen wollen sie siegen?"
„Vater," fragte Crispus leise von unten, „wirst du ihn nun anerkennen?"
„Anerkennen? Ja, wie denn? So wie Die oder wie du?"
Crispus lächelte und sagte nur: „Oh!"
„Wie es Frieden leuchtet!" sprach Konstantin. „Nun wird es blässer. Du Schönes, verweile noch! Ach, schöner bist du als dein Gott! Und du Himmels-Sohn in der Herrlichkeit, was weißt du von uns?"
Als aber jetzt wie ein Pfeilhagel überallher die Schreie herflogen: „Christi Kreuz und der Sieg!" schlug in sein Gesicht die Verwandlung. Ein ungeheurer Hohn zerrte es breit; er lachte mit häßlichem Dröhnen, Zorn, Spott, Angst, Anmaßung jagten flammig über seine Züge, und nun riß er Einem, der ihm zunächst stand, das Schwert aus der Hand, schleuderte die Scheide herunter, und die nackte funkelnde blutige Klinge zum Himmel schwingend, schrie er:
„Ja, Kreuz, ja! Gib mir den Sieg, und mein Reich ist dein Reich!"
Er stand, weit offen Auge und Mund. Das Kreuz flammte auf und erlosch.
Aber die Sonne strahlte in blindem Feuer. Sie und der Wind lösten mit Myriaden eifriger Hände von Norden bis tief in den Süden den Nebel ab, und vor den Augen des Kaisers erhob sich, in gelbe Dünste gehüllt, die gesamte Front und ging vor. Ein einziger Schrei strömte von ihr aus, ein nicht

endendes Brausen, durchschmettert von hellen Signalen. Konstantin schrie: „Tribunen! Alle Reserven?“ und die Schlacht begann.
„Rufus!“ flüsterte Crispus mit geschlossenen Augen. Alsbald fiel ein Schatten über ihn, Spalten seiner Lider öffneten sich, er gewahrte die liebenden Augen dicht über den seinen und flüsterte: „Er hat mir vergeben. Nun – schreibe! An Fausta. Schreibe, daß ich ihn sah, und daß ich erlöst bin von ihr.“
Sein Kopf fiel zurück. „Laufe!“ flüsterte er fieberisch. „Im Kaiserzelt findest du Alles. Lauf, ehe die Reiterei ...“ Er lag stumm und sah zufrieden aus wie ein Toter.
„Donnert es?“ fragte er eine Weile danach. Er konnte sich aufsetzen und sah sich nach Osten um. Zwischen zwei nackten Grashügeln dort, die tausend Schritt voneinander entfernt lagen, brach eine einzige ungeheure Woge hervor, Rosseshäupter und flatternde Mähnen, ausgreifende Hufe, der Boden rollte von dem Gepolter. Crispus warf sich hoch und erreichte taumelnd die Pinie, wo weder Tote noch Sterbende mehr saßen. Dann stand er an den Stamm gelehnt auf einer Insel im donnernd flutenden Strome der Reiterei, wo Rosse in Rosse sich wie Wellen schoben, und sah nichts mehr als Mähnen und Hälse und Kruppen und Pferdeaugen und die reitenden Männer, braune Goten-Gesichter, verhüllt von den umschließenden Wangen der Helme. Tausende brausten vorbei ohne Unterlaß. Ein Trompeter-Trupp hielt eine Weile, die Anhöhe heraufgejagt, mit wütendem Hörnerblasen auf roten keuchenden Gäulen. Und wiederum flutete rundum die erleidende Erde und kreiste unübersehbar in Reitern.
Crispus lachte und weinte.



ROMAIN ROLLAND / BEETHOVENS MEISTERJAHRE

Wir verweilen noch bei seinem Bild in dem entscheidenden Augenblick, da das Schicksal in die Arena tritt. Uns schaudert, wie nun die unbekannte Macht den Mann mit den Löwennüstern anfällt, aber wir können die Augen von dem Zweikampf nicht abwenden.

Dieser Übermensch, auf dessen Haupt das drohende Unwetter niedergehen soll – je höher der Gipfel, desto näher dem Blitz –, trägt das Zeichen seiner Zeit an der Stirn, das Brandmal des Aufruhrs und der Revolution. Das zeigt sich schon in Bonn. 1789 hat der junge Beethoven auf der Universität seiner Vaterstadt Eulogius Schneider gehört, den spätern Accusateur public in Straßburg. Als die Nachricht von der Einnahme der Bastille nach Bonn kam, verlas Schneider vom Katheder herab zündende Verse, die bei seinen Schülern begeisterten Widerhall erweckten. Ein Jahr später subskribierte der „Hofmusikus“ Beethoven auf einen Band Revolutionsgesänge, mit dem Schneider die alte Gesellschaft im Namen der kommenden Demokratie in die Schranken forderte:

> Dem Fanatismus Hohn zu sprechen,
> Der Dummheit Zepter zu zerbrechen,
> Zu kämpfen für der Menschheit Recht,
> Ha! das vermag kein Fürstenknecht.
> Dazu gehören freie Seelen,
> Die lieber Tod als Heuchelei
> Und Armut vor der Knechtschaft wählen.
> Und wisse, daß von solchen Seelen
> Die meine nicht die letzte sei!

Ist das schon Beethoven, der da redet? Die Worte sind von Eulogius Schneider, aber in Beethoven werden sie Fleisch und Blut. Wohl hat der junge Jakobiner im Lauf seines

Lebens Zeit genug gehabt, seine politischen Überzeugungen zu ändern; seine sittlichen Grundsätze sind dieselben geblieben. Rücksichtslos trägt er das stolze republikanische Glaubensbekenntnis in die Salons der höchsten Wiener Gesellschaft. Von der Zeit seiner ersten Erfolge an hat er dem Adel, der ihn verhätschelt, seine Meinung unverblümt ins Gesicht gesagt.

*

Eine untergehende Kultur in all ihrem betörenden Glanz! Nie zuvor war sie geistreicher, anmutiger, und wenn nicht gerade besonders ehrenwert, so doch nie liebenswerter gewesen als am Vorabend ihres Sterbetages, da die Kanonen von Wagram vor den Toren auffuhren. Das Wien des beginnenden 19. Jahrhunderts erinnert an Trianon. Aber seine Grandseigneurs sind ihrer Erzherzogin im Exil, Maria Theresias Tochter, an Geschmack und Bildung weit überlegen. Nirgends ist wohl eine Aristokratie so mit Leib und Seele der Musik ergeben gewesen und hat den Künstlern die Wohltat der Töne so ritterlich vergolten wie hier. Es ist beinah, als wollten die hohen Herren und Damen Abbitte dafür tun, daß sie Mozart im Massengrab hatten enden lassen. In den Jahren von Mozarts bis zu Haydns Tode ist der Wiener Adel der bescheidene Diener der Kunst. Er macht den Musikern den Hof und sucht seine Ehre darin, sie als seinesgleichen zu behandeln.
Das zeigt sich auf das großartigste an Haydns sechsundsiebzigstem Geburtstag; am 27. März 1808 hat Wien eine wahre Kaiserkrönung der Musik gefeiert. Vor den Türen der Universität steht die Schar der Grafen und Fürsten im Verein mit den Musikern und wartet auf den Sohn des Rohrauer Stellmachers, und als er in der Karosse des Fürsten Esterhazy angefahren kommt, tragen sie ihn unter Pauken- und Trompetenschall jubelnd in die Aula. Fürst

Lobkowitz, Salieri und Beethoven treten heran und küssen ihm die Hand. Die Fürstin Esterhazy und zwei andere vornehme Damen ziehen den Mantel aus und hüllen dem alten Mann die Füße damit ein. Das Publikum ist außer sich, die Tränen fließen, der greise Sänger der „Schöpfung" ist vom Sturm der Begeisterung überwältigt. Als der erste Teil seines Oratoriums zu Ende ist, verläßt er still weinend den Saal und hebt auf der Schwelle die Hand zum Segen.
Das Jahr darauf stoßen die napoleonischen Adler auf die Stadt nieder. Wien wird von den Franzosen besetzt; Vater Haydn stirbt und nimmt die alte Zeit mit ins Grab.
Der junge Beethoven aber durchschaute die alte Zeit, die ihren Adelsmantel mit so vornehmer Gebärde den Künstlern unter die Füße breitete. Er hat ihr leutseliges Lächeln verachtet und den Hermelin in den Staub getreten.
Es war nicht das erstemal, daß ein Sohn des Volkes die stolze Aristokratie zu seinen Füßen sah und ihr heimzahlte, was sein Stand seit Menschengedenken erduldet hatte. Der Deutsche Gluck und der Franzose Rousseau waren Beethoven darin vorangegangen. Der „Ritter" Gluck, der schlaue Förstersohn, hatte freilich nie vergessen, was er den großen Herren schuldig war. Er verstand es meisterlich, mit seiner Grobheit hauszuhalten und noch Kapital daraus zu schlagen, während der arme Jean-Jacques verlegen stotternd seinen Bückling machte und sich erst auf der Treppe all der großen Reden entsann, die er hatte führen wollen. Beethoven dagegen nahm im Salon kein Blatt vor den Mund; er sagte den Großen ohne Erbarmen, was er von ihnen hielt. Als die Gräfin Thun, die Mutter der Fürstin Lichnowsky, vor ihm auf die Kniee sinkt und ihn anfleht, etwas zu spielen, die edle Frau, die Glucks Freundin und Mozarts Gönnerin gewesen war, bleibt er ruhig auf seinem Sofa sitzen und sagt nein. „Wer ein Bauern salbet, so sticht

er, wer sie sticht, den salbent sie", heißt ein alter Spruch. – Uraltes Unrecht wird da vergolten, und wie immer an den zartesten Herzen.

Nichts andres als Güte hat er im Hause Lichnowsky erfahren. Der rheinische Grobian ist wie ein Sohn dort aufgenommen und geduldig zurechtgeschliffen worden, unter beständiger liebevoller Rücksicht auf seine Empfindlichkeit. Die Fürstin habe ihn „mit großmütterlicher Liebe erziehen wollen", sagt Beethoven. „Es hätte oft wenig gefehlt, daß sie nicht eine Glasglocke über mich machen ließ, damit kein Unwürdiger mich berühre oder anhauche." Weiter unten folgt der Bericht über den denkwürdigen Dezemberabend des Jahres 1805 im Palais Lichnowsky, wo ein vertrauter Freundeskreis bemüht ist, den Fidelio zu retten. Nach dem ersten Mißerfolg weigerte sich Beethoven, an der Oper weiterzufeilen, und dachte sogar daran, die Partitur zu vernichten. Da erinnert ihn die damals schon schwerkranke Fürstin an seine Mutter und beschwört ihn, „sein größtes Werk nicht untergehen zu lassen". Ein paar Monate später aber fühlt er sich durch ein einziges unvorsichtiges Wort in seiner Unabhängigkeit angetastet und schlägt die Büste des Fürsten in Stücke, stürzt aus dem Hause und wirft die Tür hinter sich zu. Er wollte die Freunde niemals wiedersehen. „Fürst," schreibt er zum Abschied, „was Sie sind, sind Sie durch Zufall und Geburt, was ich bin, bin ich durch mich. Fürsten hat es und wird es noch Tausende geben, Beethoven gibt es nur einen."

*

Wie gegen die höhere Kaste, so empört sich seine störrische Selbständigkeit auch gegen seinen eigenen Stand, die andern Musiker. Weder den Meistern seiner Kunst noch den Vorschriften des Kontrapunkts kann er sich fügen, und als ihm in seinen Werken Akkordfolgen nachgewiesen werden,

die allen Grundregeln zuwiderlaufen, sagt er: „So erlaube ich sie!"
Die Gesetze der Theorie kann er nicht einfach aufs Wort hinnehmen. Er verläßt sich nur auf das, was er selbst erprobt und stichhaltig gefunden hat. Zu belehren ist er nur unmittelbar durch die Erfahrung. Seine beiden Lehrer, Albrechtsberger und Salieri, geben zu, daß er ihnen nichts verdankt; nie hat er etwas aus ihrem Unterricht übernommen, sondern sich alles mit saurer Mühe selbst erarbeitet.
Er ist der Erzengel, der sein will wie Gott. Gelinek sagt tief bestürzt: „Das ist kein Mensch, das ist der Teufel!"
Geduld! Der Tag ist nicht fern, da der heilige Michael mit seiner Lanze den Gott erweckt, der in ihm schlummert. Es ist nicht leerer Hochmut, wenn Beethoven keinen Meister über sich anerkennen will. Die Zeitgenossen waren entrüstet, wenn der junge Mensch von Goethe und Händel wie von seinesgleichen sprach. Er war eben ihresgleichen.
Trägt er auch vor andern den Kopf hoch, vor sich selbst ist er sehr bescheiden. Als er sich mit Czerny über seine Unzulänglichkeiten unterhält und ihm seine verfehlte Erziehung schildert, sagt er nur: „Doch ich hatte Talent zur Musik." Von seiner frühesten Jugend bis zum letzten Tage hat er schwer gearbeitet, mit unglaublicher Zähigkeit und Geduld. Die Theoretiker, mit denen er als Zwanzigjähriger nichts anzufangen wußte, nimmt er mit vierzig wieder auf. Als die C-Moll- und die Pastoralsymphonie schon vollendet sind, liest er Kirnberger, Fux, Albrechtsberger, Türk, Philipp Emanuel Bach und macht sich Auszüge. Seine Wißbegier kennt keine Grenzen. Auf dem Sterbebett meint er, erst am Anfang zu sein.
Geduld! Schon läutert sich das Eisen aus den brodelnden Schlacken. Angestachelt durch das Publikum und durch seine Nebenbuhler am Klavier, wacht er wohl noch eifersüchtig über seinem Ruhm, doch das ist eine Kinderkrank-

heit und will nicht viel bedeuten. Als seine Freunde ihm erzählen, wie er in aller Munde ist, weist er sie zurecht: „Ach Unsinn! Ich habe niemals daran gedacht, für den Ruf und die Ehre zu schreiben. Was ich auf dem Herzen habe, muß heraus, und darum schreibe ich.“
Immer und überall gehorcht er nur der innern Stimme.

*

In jedem echten Künstler gibt es ein Traumleben, das auf dem unterirdischen Strom in dunkeln Spiegelflächen dahingleitet, immer wieder abreißend und zerfließend. Bei Beethoven aber steigert es sich zu unvergleichlicher Wucht. Und das längst, ehe die Pforten des Gehörs sich schließen und er von der übrigen Welt abgeschnitten ist. Ich erinnere nur an das prachtvolle Largo e mesto in D-Moll aus der Sonate op. 10, Nr. 3, wo der sinnende Geist die grenzenlose Ebene des Lebens mit ihren Wolkenschatten tief unter sich liegen sieht. Das hat ein junger Mensch von sechsundzwanzig Jahren geschrieben (1796)! Und doch enthält es schon den ganzen Beethoven. Eine erstaunliche Reife der Seele! Wohl war er nicht wie Mozart von vornherein in allen Künsten des Wohlklangs Meister; aber dafür war er es in der innern Welt, ein frühreifer Kenner und Beherrscher seiner selbst und all seiner Glut und seiner Träume. Die harte Kindheit, die bitteren Erfahrungen seiner ersten Jahre haben ihn zeitig nach dieser Richtung entwickelt. Ich sehe Beethoven als kleinen Jungen vor mir, wie ihn der Nachbar Bäckermeister in Bonn beobachtet hat, am Bodenfenster, das auf den Rhein hinausgeht, den Kopf auf beiden Händen, ganz versunken in „schönen tiefen Gedanken“. Wer weiß, ob an solchen Tagen nicht die melodische Traurigkeit des Adagios aus der ersten Klaviersonate in ihm gesummt hat. Schon als er Kind war, durchzogen ihn die Wolken. Er erzählt davon in dem ergreifenden Brief an den

Rat von Schaden vom 15. September 1787, dem ersten, der uns erhalten ist: „... dazu kömmt noch Melancholie, welche für mich ein fast ebenso großes Übel als meine Krankheit selbst ist..." Doch er hat schon frühzeitig die Kraft, den trüben Geist von sich zu weisen und in Töne zu bannen.

Ob er nun der Schwermut nachhängt oder seine Stimmungen besiegt, immer ist er allein. Von Kindheit an treibt ihn ein wunderlicher Eigensinn, sich abzusondern, auf der Straße, im Salon, wo er gerade ist. Wenn Frau von Breuning ihn so weltvergessen in unbekannten Fernen weilen sieht, sagt sie wohl, er habe „wieder seinen Raptus". Später ist es oft, als versänke auf Stunden, ja auf ganze Tage sein Geist in einen Abgrund, wohin ihm menschliche Blicke nicht folgen können. Daß niemand sich unterstehe, ihn dann anzurufen! Es könnte ihm schlimm bekommen. Dem, der ihn weckt, verzeiht der Schlafwandelnde nicht leicht.

Die Musik bildet in ihren Erwählten die Kraft aus, ihr ganzes Wesen auf einen Gedanken zu richten, eine Art Yoga, aber völlig europäisch, das als untrügliches Kennzeichen abendländischen Geistes Züge von Kraft und Herrschaft trägt. Jedes Musikstück ist so, wie es an uns vorüberfließt, ein Bauwerk und will in allen seinen Teilen zugleich geplant sein. Die Musik fordert von ihrem Schöpfer schwindelnde Bewegung in der Ruhe, angespannten Willen und einen sonnenhellen Blick: so schwebt der Geist regungslos ausgebreitet über alle Traumniederungen hin. Aber keiner der großen Meister hält wohl den musikalischen Gedanken mit so übermenschlicher Heftigkeit und Ausdauer gepackt wie Beethoven. Hat er ihn einmal zu fassen, so läßt er ihn nicht wieder los, bis er ihn überwältigt hat, und nichts bringt ihn von der Verfolgung ab. Nicht umsonst ist das Merkmal seines Klavierspiels das „Ligato"; dadurch unterscheidet es sich von dem „feinen, aber zer-

hackten Spiel“ Mozarts und von der ganzen pianistischen Manier seiner Zeit. In seinem Denken ist alles miteinander verbunden, obwohl die Gedanken oft wie Sturzbäche hervorzubrechen scheinen. Er meistert sie, wie er sich selber meistert. Man sollte denken, bei seiner leidenschaftlichen Natur müsse sein Inneres vor aller Welt bloßliegen. In Wirklichkeit aber dringt kein Auge tief genug, um zu lesen, was ihm durch den Sinn zieht. Dem Kapellmeister Seyfried, der zeitweilig mit ihm zusammenwohnte und ihn zu Hause und im Salon aus nächster Nähe beobachtet hat, fällt in den Jahren um 1800 viel mehr sein äußerer Gleichmut auf als etwaige Spuren von Erregung in seinen Zügen: „Überhaupt war es schwer, ja rein unmöglich, aus seinen Mienen Zeichen des Beifalls oder des Mißbehagens zu entziffern (wenn er Musik hörte); er blieb sich immer gleich, scheinbar kalt, und ebenso verschlossen in seinen Urteilen über Kunstgenossen; nur der Geist arbeitete rastlos im Innern; die animalische Hülle glich einem seelenlosen Marmor.“ Das wird manchem unerwartet kommen, der sich unter Beethoven eine Art König Lear im Sturm vorstellt. Wer kennt ihn denn wirklich? Wir kennen ja immer nur Momentbilder.

Mit dreißig Jahren freut sich der Mann des atemraubenden Gleichgewichts, in dem der Geist die einander widerstreitenden Elemente hält. Im Leben läßt er wohl seiner Wildheit freien Lauf; in der Kunst aber zügelt er die unbändigen Gewalten mit eiserner Faust.

Daher auch Beethovens Freude am Extemporieren. Da überkommt ihn der Genius, wo er es nicht vermutet, und er muß ihm standhalten. Die Unterirdischen sind los; sie zu zähmen, ist beglückende Pflicht. Viele unsrer großen Meister waren geniale Improvisatoren, besonders im 18. Jahrhundert, da die Kunstformen noch gelenkiger waren als heute und die Eingebung des Augenblicks in hohem An-

sehen stand. Doch obwohl Mozart sein Publikum an allerhöchste Leistungen gewöhnt hatte, erklären all diese musikalischen Feinschmecker einstimmig, Beethoven habe im freien Phantasieren jeden andern übertroffen, und auch in seiner eigenen Kunst reiche nichts an die unerhörte Gewalt seiner Improvisationen heran.

Wir können uns schwer einen Begriff davon machen, obwohl so vorzügliche Klavierspieler wie Ries und Czerny uns die unerschöpfliche Fülle der Ideen, die Mannigfaltigkeit der Behandlung, die halsbrecherischen Schwierigkeiten, die der Meister sich setzt und die er löst, die Launen, von denen er sich treiben läßt, den ganzen Wirbelsturm seiner Kraft eindringlich schildern. Auch diese Leute vom Fach, die ihm scharf auf die Finger sehen, unterliegen seiner Allmacht. Wo er auch spiele, keiner könne ihm widerstehen, erzählt Czerny. Die Zuhörer seien außer Rand und Band. „Neben der Schönheit und Originalität der Ideen hatte sein Spiel etwas Wunderbares im Ausdruck.“ Aloys Schlosser spricht von „selbständiger, aus dem Innersten hervorströmender Begeisterung“. Beethoven ist Prospero, er beschwört die Geister „in den höchsten Höhen und tiefsten Tiefen“. Die Hörer schluchzen laut, so berichtet Czerny, und Reichardt vergießt heiße Tränen. Nicht ein Auge bleibt trocken.

Und wenn er geendet hat und die Tränenfluten sieht, zuckt er die Achseln und lacht dem gerührten Publikum schallend ins Gesicht: „Die Narren! Das sind keine Künstlernaturen. Künstler sind feurig, sie weinen nicht.“

Auch von dieser Seite ist Beethoven wohl vielen unbekannt. Ihm traut man nicht zu, daß er Gefühlsäußerungen verachte. Die Eiche ist im Munde der Leute zur Trauerweide geworden. Weinen aber tut nur, wer ihm zuhört. Er weiß die innere Bewegung zu dämmen: „Keine Rührung mehr! Fest und mutig soll der Mensch in allen Dingen sein“,

sagt er einem Freunde beim Abschied. Er hat sogar einmal Goethe ermahnt, sich zusammenzunehmen.
Wenn er von dem innern Sturm etwas in seine Musik hinüberbrausen läßt, so geschieht es mit Absicht; der Künstler bleibt Herr und läßt sich niemals fortreißen. Ist sonst er der Spielball der dunkeln Mächte gewesen, jetzt sind sie dran. Er hält sie umklammert, er sieht ihnen ins Auge und lacht.

*

Alles bisher Gesagte schildert den Beethoven der Jahre um 1800, das Genie im Alter von dreißig Jahren. Gewaltige, zuweilen gewaltsame Züge verraten ein Übermaß an Kraft – aber eben Kraft, ein unabsehbares inneres Meer, dessen Grenzen er nicht kennt. Dennoch ist die Gefahr groß, in Erfolg und Vermessenheit zu versanden. Haust Gott in ihm oder Luzifer?
„Gott“ steht hier nicht als poetisches Gleichnis. Wo von Beethoven die Rede ist, muß von Gott die Rede sein. Gott ist ihm die allererste, die allerwirklichste Wirklichkeit. Das kehrt in seinen Gedankengängen immer wieder, mag er mit ihm umgehen wie mit seinesgleichen oder sich vor ihm beugen. Er herrscht ihn an als den Gefährten seines Alltags, er flucht ihm als seinem Tyrannen, er spürt ihn als ein Stück Selbst und als einen rauhen Freund, als den Vater mit der Zuchtrute, qui bene castigat – Johann van Beethovens Sohn hatte in seiner Jugend genugsam erfahren, was das heißt. Doch einerlei, in welcher Gestalt, der Widerpart läßt nicht von ihm ab, Tag und Nacht: er ist sein Hausgenoß, er wohnt mit ihm in einer Stube, er folgt ihm auf Schritt und Tritt. Die andern Freunde kommen und gehen, er ist immer da. Dafür wird ihm auch hart zugesetzt mit Klagen, Vorwürfen und Fragen. Beethovens Selbstgespräch ist immer Zwiegespräch. Überall, schon in den Frühwerken, finden sich solche Dialoge des gespaltenen Ich, der Seelen-

zwillinge, die zueinander gehören und sich doch ewig bekriegen, hadernd, rechtend, eins dem andern verbunden in Haß und Liebe. Wir hören beide, aber die eine Stimme ist die Stimme des Herrn. Daran ist nicht zu deuteln.
Die Werke um die Jahrhundertwende sind die Kampfansage an ihn, der sich nicht ableugnen lassen will. Immer von neuem beginnt das Ringen, immer von neuem wird der Seele das Flammensiegel eingepreßt. Wann schlägt die Lohe gen Himmel? Die Zeit vergeht. Doch Flamme und Scheiterhaufen sind bereit und harren des Sturms.

Und er kommt.

Aus dem Werk „Beethovens Meisterjahre".
Übertragen von Th. Mutzenbecher.

*

LEONHARD FRANK / SZENE AUS EINEM NOCH UNVOLLENDETEN LIEBESROMAN

Gegenüber besonders schwierigen Unternehmungen kam Konstantin schließlich immer zu einem Punkt, wo sein kraftvolles Selbstbewußtsein jedes Schwanken besiegte. So schritt er Unter den Linden hinter Lydia her, klopfte sich im Gehen mit den Handschuhen leise auf die Schenkel und blinzelte sogar manchmal empor zum seidenblauen Himmel, vergnügt, weil dieser Tag so warm und strahlend war. „Das denkbar schönste Verkehrshindernis", dachte er, als er sah, wie mühsam ein Riesenautobus sich durch das Brandenburger Tor quetschte.

Der Tiergarten, ein Riesenpark inmitten einer Riesenstadt, in der jeder Quadratmeter Boden Gold kostet, das köstlichste Vermächtnis der Ahnen Berlins an die Berliner des zwanzigsten Jahrhunderts, die dafür keine Zeit haben, strömte in seiner stillen alten und ewig neuen Pracht, von

sonnüberblendeten Wasserarmen durchzogen, an diesem Frühlingstage einen Duft und eine Frische aus, die ganz und gar eins waren mit Konstantins Gemütsverfassung.

Vor ihm spazierte Lydia, wie eingehüllt in ihre Schönheit, da sie in so eigener Art den Kopf etwas geneigt trug. An ihrem Rücken sah er, daß sie fühlte, wie nahe er ihr war.

Da schritt er neben ihr. „Bitte, erlauben Sie. Mein Name ist Konstantin Besant." Das hätte jeder andere sagen können.

Sie hob nur kurz, ganz kurz den Blick in seinen Blick. „Sie sind so braun. Waren Sie in den Tropen? Ich dachte es schon gestern."

„Und sie sagt es mir! Welch wunderbares Geständnis!" Durch seinen Rücken rieselte der Freudenschauer. „Ja, ich bin drei Jahre in der Welt umhergereist." Und dabei dachte er: „Wie ihre Stimme müßte eine schwerduftende, große weiße Blüte klingen, wenn Blumen klingen könnten."

Er sah beim Sprechen auf ihr kleines Ohr, das an das seidenschwarze Haar fest angepreßt und unbegreiflich weiß war in seinen geheimnisvollen Windungen: „Sie sind nur vorübergehend hier? Sie wollten gestern abreisen. Ich habe – bitte verzeihen Sie –, das habe ich ausgekundschaftet und noch mehr. Alles! Alles! Ich nahm mir vor, es Ihnen sofort zu beichten."

Und als sei nun alles glatt: „Sie sind unbegreiflich schön."

„Das dürfen Sie nicht sagen, so etwas." Mit einem kurzen Blick, der ihm verriet, daß er es durfte.

Nur in der Ferne war der leichte Nebel sichtbar über Wasserarm und See. Sie gingen in der warmen Sonne. Millionenfältig pochte die Stadt: ein helles Brausen.

Sie waren gesund und jung, unangetastet beide an Seele und Körper und durch ihr ganzes bisheriges Leben wie vorbereitet für das große Gefühl, das sie überwältigte wie das

Meer den, der es noch nicht kannte und plötzlich verstummt vor der Herrlichkeit und Größe steht.

Jeder Schritt, den sie taten, führte sie tiefer hinein in die heimliche Schlucht, wo vor den Sohlen der Liebenden die Blumen sich neigen und der Dornbusch wartet: Das Glück.

„Bitte, sagen Sie noch einmal: Ich dachte es schon gestern."

Und da sie noch schwieg, aufblitzenden Blickes:

„Bitte, sagen Sie es noch einmal." Sein Herz lauschte.

Und Lydia, die wußte, daß diese Worte für ihn nun zum Geständnis ihrer Hinneigung wurden, sagte wie zu sich selbst: „Ich dachte es schon gestern."

Da gab sie ihm den vollen Blick, das ganze stolze Gesicht.

Eine Sekunde noch hielt er an sich, dann öffnete der Jubel seine Lippen: „Wir sollten in London heiraten. Da geht das alles viel einfacher und schneller als in Deutschland. Keine Formalitäten! ... Nun ja!" rief er übermütig, weil ihre Schultern zuckten vor lautlosem unwiderstehlichen Lachen.

Sie war nicht überrascht. So mußte er sein. Alles war selbstverständlich.

Zwischen uralten Bäumen blühten Schneeballenbüsche. Unsichtbar donnerte ein Autobus vorbei. Weiße und gelbe Blumenkelche sproßten vereinzelt aus dem Rasen. Das sah nun doch ein wenig so aus, als hätte ein Schutzmann sie hineingesteckt, weil sich das so gehörte.

Plötzlich blieb Lydia stehen und legte die Hand auf Konstantins Arm. „Dort!" Sieben graue Entchen, nicht größer als Spatzen, segelten leise wispernd auf dem schmalen Wasserarm aus dem Schatten der Bäume heraus, gefolgt und beschützt von den zwei Alten, die, Hals und Kopf weit zurückgezogen, zufrieden und stolz miteinander schnatterten.

Angesichts dieser Familie sagte Lydia, was jedes junge Mädchen und jede junge Frau gesagt haben würde: „Sehen Sie nur, wie süß und reizend!"

Aber er stand unter dem Starkstrom dieser Hand, die Lydia immer noch auf seinem Arme selbstvergessen liegen hatte, eine Hand, blauweiß und so schmal, daß es ihm unfaßbar schien, wie fünf Finger Platz finden konnten. Die rosigen Nägel waren beinahe halbrund gewölbt, wie winzige Torbogen.

Es war erst neun Uhr und ringsum niemand zu sehen. Vorhin schon hatte er gedacht: „Wie ergreifend naiv das aussieht, daß sie ihre herrliche Brust so vor sich hinträgt, ein köstliches Geschenk für alle, für jeden, der vorübergeht." Der ganze Tiergarten bekam eine blutrote Kuppel. In diesem plötzlich überströmenden Begehren nahm er Lydia an sich. Er hielt sie mit zu großer Kraft und fühlte ihren Widerstand, er lockerte die Arme, und nun erst, da ihr Widerstand weich in sich selbst verging, fand Mund zu Mund im Gleichklang des Begehrens.

Lydia kannte nur den Kuß der Mutter. Auch jetzt noch – sie waren schweigend schon ein großes Stück gegangen – zog von den Knieen und den Kniekehlen aus das unbekannte wunderbare Gefühl empor, das ihr die Fassung nahm. „Ich habe Angst vor Ihnen."

Dennoch wünschte sie in dieser selben Sekunde, die Stelle hinter seinem Ohr, wo der Haaransatz in ausladendem Schwunge herunterlief zum Nacken, mit den Lippen zu berühren. Und dieses Begehren kam aus einer anderen Quelle, von tiefer her, von dort, wo Hingabe und stolzes Schönheitsbewußtsein, Geben und Nehmen der Liebe und die Liebe selbst geboren werden.

Sie bereute schon, es gesagt zu haben. In ihr pulste die Lust des Lebens und eine neue Heiterkeit, die musizierend den Ernst ihres Wesens durchdrang. Das kam sofort im

prickelnden Fluß ihrer Beine zum Ausdruck und an ihrem Munde, der wie ein Wunder einfach und rot ins mattweiße Gesicht gezeichnet war. Ihre Augen blitzten tiefer, als sie, mit ihrem kurzen Blick, angriffslustig sagte: „Wer so unwiderstehlich ist wie Sie, braucht doch überhaupt nichts auszukundschaften über eine Dame."

„Um so weniger, da ich von Ihnen alles weiß! Aber die Angst, Sie könnten ohne mein Wissen abreisen! Diese Riesenangst! Was wäre geschehen, wenn Sie gestern abend Berlin verlassen hätten?"

„Nun, nichts", sagte sie leichthin und dachte: „Was wäre mir geschehen? Zürich, Mutter... und sein Bild im Herzen." Sie sah die Möwen fliegen, in der Sonne und an grauen Tagen, sah sich selbst verloren auf der Glasterrasse stehen. „Das wäre mir geschehen."

Erst als sie seine übermütig klingende Stimme wieder vernahm, wich der Flor vor ihren Augen.

„So aber wußte ich eine Minute nach Ihnen, daß Sie in die Oper gingen." Er wollte, hocherfreut darüber, daß ihm seine Spionage so vollkommen geglückt war, mit den Handschuhen auf seinen Schenkel schlagen und hielt mitten in dieser Bewegung inne, weil er Lydia plötzlich in der Wandelhalle der Oper an der Marmorsäule stehen sah. „Sie sahen unsagbar schön aus."

Lydia verstummte ganz und gar, alles in ihr verstummte. Ihr mattweißes Gesicht konnte nicht erröten; nur die Ohren wurden heiß und blieben weiß.

Da wollte er ihren Namen sagen und wich förmlich zurück, als ihm bewußt wurde, daß er ihn noch gar nicht kannte. Er blieb stehen.

In diese Pause hinein antwortete sie: „Lydia."

Plötzlich ließ er Hände und Arme sinken. „Küß mich noch einmal. Einmal noch, Lydia!"

Tränen standen plötzlich in ihren Augen, und dabei

lächelten die Lippen. Mit zauberhafter Langsamkeit, der er sich beseligt hingab, trat sie dicht an ihn heran und seitwärts etwas hinter ihn, nahm seinen Kopf in beide Hände und berührte die Stelle hinter dem Ohr leicht mit den Lippen. Er bewegte sich nicht.

*

FRITZ DIETTRICH / SANKT SEBASTIAN UND DIE WINTERLICHEN BÄUME

In die immer dickern Decken
Eingekrochen, liegt das Land.
Bäume auf verwaisten Strecken
Wuchsen in den Heldenstand.

Bärte, Pfeile spröden Eises,
Reiften ihnen an.
Alle seligt schon ein leises
Stigma des Sebastian.

Drüben leidet er im Bilde
An der Kirche stumm
Und verschwendet seine Milde
Ihrem Duldertum.

Der im Leide ausgerenkte
Rumpf wird krummer Baum,
Und das schöne leichtgesenkte
Antlitz voll Erlösungstraum.

Wunderbar, um mitzuleiden,
Ihnen ganz verwandt,
Tauscht er seine Schulterbreiten,
Bein und Arm und Hand.

Steht als Baum voll nackter Zweige
Nun Sebastian.
Seiner Augen schwere Neige
Hebt zu knospen an.

Als ein Baum steigt er hernieder
Wundersamen Gangs.
Drüben warten seine Brüder
Tief im Schnee des Hangs.

Wunderbar, um mitzuleiden,
Reiht er still sich ein.
Zweige, einstmals Schulterbreiten
Eines Helden alter Zeiten,
Neuen Pfeilen, neuen Leiden
Weihen sie sich ein.

*

RICHARD FRIEDENTHAL / DIE GEFANGENNAHME MONTEZUMAS

Gegen Mittag machte Cortes sich mit den Hauptleuten und einer Wache von zwanzig Mann auf den Weg. Der Profos Ochoa war dabei; er trug in einem Lederbeutel an der Hüfte zwei Ketten, sorgfältig in leinene Tücher gewickelt, damit sie nicht klirrten.
Cortes ließ sich bei Montezuma erst anmelden, als er bereits vor dem Tore des Palastes stand, um dem König jede Möglichkeit zu nehmen, den Besuch abzuweisen. Wieder schritten sie durch den Tiergarten, die Höfe mit den Springbrunnen, in denen die Abgesandten und Bittsteller aus allen Teilen des Reiches warteten. Mißtrauisch blickten die Spanier sich um; es schien ihnen, als ob die Palastgarden und Stab-

träger sich gegen das vorige Mal auf das Doppelte vermehrt hätten. Man führte sie durch die leeren, niedrigen Säle und Korridore. Cortes ließ von Zeit zu Zeit einen Posten zurück, unter dem Vorwand, es sei unschicklich, mit so zahlreicher Mannschaft vor den König zu treten. Montezuma hatte sich seit dem letzten Besuche in einem anderen Flügel des Schlosses einquartiert. Es mochte der älteste Teil des riesigen Gebäudes sein; die Zimmer waren klein und dunkel, die Türen aus ungefügem, naturfarbigem Schnitzwerk; an den Wänden hingen schwere, verblichene Teppiche aus Agavenfasern, die dumpf rochen. Die Fußböden waren aus glattgeschliffenem schwarzen Basalt. Verstohlen bückten sich die letzten der Soldaten, als die Spitze hielt, und betrachteten ihre blassen Gesichter in dem spiegelnden Stein. Keiner sprach, man hörte nur den Lärm der Stiefel auf dem Estrich und das leise metallische Klirren der Waffen.
Vor dem mit silbernen Platten besetzten Vorhang zum Zimmer Montezumas standen schon die Diener bereit und hielten den Hofbeamten, die Cortes geleiteten, die zerrissenen Bettlergewänder hin. Andere halfen ihnen die Sandalen abzulegen.
Montezuma stand aufrecht mitten im Zimmer, die Hände auf die Nacken seiner beiden Neffen gestützt. Er war wieder mit höchstem Prunk gekleidet; den horizontblauen Federmantel hatte er zurückgeschlagen, so daß die Brustplatte aus Türkis, die mit Perlen und Amethysten besetzten Binden seines Hüfttuches und die lang herunterhängenden Muschelketten verwirrend auffunkelten. Um den Hals trug er die Glasperlenkette, die Cortes ihm beim Einzug in die Stadt geschenkt hatte.
Der Generalkapitän trat dicht vor ihn hin und verbeugte sich, ohne den Helm abzunehmen. Der arglose Blick Montezumas verwirrte ihn; er schlug die Augen nieder. Wieder blieb er an den juwelenbesetzten halbhohen Stiefeln des

Herrschers mit den Blicken hängen; er sah die fingerdicken goldenen Sohlen, die roten Absätze, die feinen Perlenschnüre, die von den Waden herabtropften. Seine Lippen bewegten sich unter dem Bart. Er murmelte ein Stoßgebet, dann riß er den Kopf hoch und schlug an den Degen, daß ihm die Spitze fast gegen die Schulterblätter stieß.
Mit lauter und harter Stimme brachte er seine Klage vor. Er beschuldigte Montezuma der Teilnahme an dem Überfall auf die Truppen in Verakruz; zum wenigsten sei der Monarch für die Taten seiner Unterfeldherren verantwortlich.
Montezuma hob die Lippen leicht an und erwiderte, er habe niemals Befehl erteilt, die Waffen gegen die Weißen Götter zu erheben. Wenn einer der Hauptleute dort unten an der Küste eigenmächtig vorgegangen sei, so werde er ihn nach Mexiko kommen lassen und zur Rechenschaft ziehen.
Damit löste er von seinem Handgelenk ein Armband mit seinem Siegelzeichen, übergab es dem älteren der beiden Neffen, der es wieder an einen der Stabträger weiterreichte, und erteilte Befehl, die Schuldigen damit sogleich vorzuladen.
Cortes war betroffen. Er faßte sich bald und erklärte, man erkenne dankbar die Bereitwilligkeit des Königs, den Frevel zu sühnen, an. Immerhin ginge aus ihr doch hervor, daß der Monarch sich einer Schuld bewußt sei; er kenne ja auch offenbar die Namen der Hauptleute. Das alles spräche dafür, daß man auf seinen Befehl gehandelt habe. Nun, bei der Vernehmung dieser Leute werde sich das ja herausstellen, und er hoffe noch, Seine Majestät möge sich von dem schweren Verdacht reinigen können. Solange der Fall aber nicht entschieden sei, müsse man den Monarchen bitten, seine Wohnung in das Quartier der Spanier zu verlegen.

Henry de Montherlant

der Dichter des Romans „Die Tiermenschen“ als Stierkämpfer



Montezuma begriff die Aufforderung nicht. Er habe den Weißen Göttern doch bereits einen Besuch abgestattet?
– Es handele sich um keinen Besuch, sondern um Haft.
Montezuma legte die spitzen Finger an die Schläfen, beugte den Kopf leicht und sann nach.
Cortes sprach weiter auf ihn ein. Er redete hastig, ohne Rücksicht darauf, ob Marina Zeit fand zum Übersetzen, und mehr, um sich selbst zu beruhigen, als um den König zu überzeugen. Ihm graute vor dem, was nun kommen sollte. Er mußte an das leichte Gefühl denken, das er unter den Händen gespürt hatte, als er den König beim Einzug in die Stadt umarmte. Wieder war es ihm, als entzöge sich der Herrscher jeder Berührung. Man konnte ihn auf den Arm nehmen wie ein Kind, so leicht war er zweifellos. Jetzt sollte ihm der Meister Ochoa Fußschellen anlegen. Er blickte auf die juwelenbedeckten Stiefel mit den feinen tropfenden Perlketten; die kleinen Füße mit dem hohen Rist.
Montezuma schwieg die ganze Zeit; er suchte den furchtbaren Eindruck, den die Ankündigung auf ihn gemacht hatte, zu verarbeiten, ohne nach außen hin ein Zeichen der Erregung zu geben. Nur die Neffen fühlten, wie seine Arme eiskalt wurden. Endlich hatte er sich so weit gesammelt, daß er antworten konnte. Niemals habe ein aztekischer Herrscher den Palast zu andern Zwecken verlassen, als um im Tempel zu opfern. Wenn man Geiseln wünsche, so sei er bereit, seine beiden Söhne holen zu lassen und den Weißen Göttern zu übergeben.
Cortes nahm den Gedanken sogleich auf und erklärte, auch die Anwesenheit seiner Söhne sei erwünscht. Im übrigen würde man ihn selbst mit aller Ehrfurcht behandeln, er könne sich die Zimmer im Palaste frei wählen und alle Dienerschaft, die er benötigte, mitbringen. Auch in den

Regierungsgeschäften solle er keineswegs behindert sein, es sei vielmehr im Interesse seines erhabenen Monarchen Kaiser Karl, daß keine Störung in der Verwaltung des Reiches eintrete.
Montezuma meinte verwirrt, man müsse die äußerste Unruhe unter den Großen des Landes befürchten, die ohnehin den Fremden zum Teil sehr mißgünstig und feindlich gesinnt wären.
Cortes schüttelte den Kopf. Er dächte doch, Montezuma wäre ein so gewaltiger Herrscher, daß jeder seiner Befehle ohne weiteres respektiert würde? Er habe nur zu erklären, daß es sein freier Wille sei, für eine Weile im Quartier der Weißen Götter zu wohnen, und niemand werde wagen zu widersprechen.
– Aber das Volk! Es könne Unruhen in der Stadt geben, wenn man höre, daß er dort gleichsam gefangen gehalten werde.
– Die Bevölkerung werde gar nichts von dem Wohnungswechsel merken; sie sei ja ohnehin gewohnt, daß der Herrscher in der letzten Zeit häufig sein Quartier verändere. Im übrigen müsse es ihn wundern, daß Seine Majestät auf den gewöhnlichen Pöbel, der, wie man ihm erzählt habe, doch nur „Dreck- oder Kotbrüder“ genannt werde, irgendwelche Rücksicht nehme.
Die Offiziere ertrugen nun die Spannung nicht mehr und wurden unruhig. Leon trat vor Cortes hin und schrie, mit der Faust gegen den Harnisch schlagend, er verstünde nicht, wozu man soviel Worte machte. Der Indianer ginge entweder freiwillig mit, und das auf der Stelle, oder man stoße ihn nieder. Hier gelte es, sich zu retten; käme man damit nicht durch, so sei man ohne Gnade verloren.
Montezuma zog die Arme zurück, bis seine Hände auf den Nacken der Neffen lagen. Er schien sich an ihnen festzuhalten; sie richteten sich auf und verdeckten ihn fast. Leise

fragte er Marina, was der Mann mit der widerwärtigen Stimme, die wie eine Rassel klinge, gesagt habe?
Marina wagte erst jetzt zu ihm aufzusehen. Sie strich die Haare aus der Stirn und sagte: „Geht mit ihnen, Herr! Sie werden Euch behandeln, wie es Euch zukommt, sie werden sich vor Euch verbeugen, sie werden Erde essen vor Euch, wenn Ihr ihnen folgt. Dieser Mann“ — damit wies sie auf Leon — „ist zornig auf den Herrn der Weißen Götter, auch die andern sind zornig, sie schelten ihn, daß er so lange mit Euch spricht, sie drohen Euch zu ergreifen und mit ihren Messern niederzustoßen; Ihr seid in höchster Gefahr. Sie sind furchtbar in ihrem Zorn, und Ihr wißt, wie es den Einwohnern von Cholula ergangen ist, die sich ihnen widersetzten, wie sie niedergehauen wurden wie Schilf, wie sie dalagen, die Brust geöffnet wie eine Frucht, wie ihnen das Eingeweide aus dem Leibe floß. Ergebt Euch in das Schicksal, das die Götter Euch verhängt haben.“
Montezuma blickte sie an, und Marina schien es, als ob seine Augen den gleichen vorwurfsvollen Ausdruck hatten wie die des tlakallanischen Feldherrn Xicotencatl. Nur schimmerten sie weicher und wie erstaunt vor Ratlosigkeit. Und jetzt — sie ertrug den Anblick nicht und deckte die Hände vor das Gesicht — begann er zu weinen. Er hielt die dünnen Lippen fest geschlossen, auch sein Atem verriet sich nicht; nur die Flügel der schnabelscharfen Nase zitterten, und aus den Augen brachen unaufhaltsam die Tränen und stürzten über das unbewegte Gesicht.
Auch Cortes faßte sich verlegen an den Mund. Eine ganze Weile stand er zögernd da. Dann winkte er dem Profosen. Ochoa trat mit langsamen, nachdrücklich in den Knieen wiegenden Schritten heran und packte umständlich sein Handwerkszeug aus. Man hörte in der Stille das leise plätschernde Klirren der Ketten auf dem Estrich. Montezuma drängte die Neffen von sich fort. Sie ballten die Fäuste und

machten Miene, sich auf den Profosen zu stürzen. Der König hob den spitzen Finger und winkte ab. Mit gesenktem Kopf standen sie ächzend da; ihre Finger spreizten sich vor Entsetzen.
Ochoa legte dem König die Fußschellen um die juwelenbesetzten Stiefel. Die von den Waden heruntertropfenden Perlenkettchen kamen ihm dabei zwischen die Eisen und störten; kurz entschlossen fetzte er sie ab. Weit und lose hingen die breiten Ringe um die schmalen Knöchel des Azteken; ihr Rand stieß gegen den hohen Rist seiner Füße. Montezuma rührte sich nicht. Er hielt nur starr die Arme vor sich hin, als erwarte er, man werde auch die fesseln.
Der Profos erhob sich und meldete Cortes, daß seine Arbeit beendigt sei. Sein Gesicht glühte vor Stolz über diesen größten Tag seines Lebens. Der Generalkapitän löste die Hand vom Degen, den er in der Spannung krampfhaft umklammert hatte, machte eine verbindliche Geste und bat den König, er möge die Ungelegenheiten, die man ihm leider machen müsse, entschuldigen. Auch Leon trat heran und verbeugte sich verlegen und ungeschickt.
Montezuma nickte leise. Cortes ersuchte ihn nun, seinen Wachen und Hofbeamten die nötigen Befehle zu geben. Es werde zweckmäßig sein, ihnen bekanntzumachen, daß er aus eigenem freien Entschluß seine Wohnung wechsele.
Guatemotzin, der ältere der beiden Neffen, hob den Kopf zu seinem Oheim und fragte flüsternd, ob er nicht die Leibgarden alarmieren solle. Die Fremden würden es nicht wagen, sich an seiner geheiligten Majestät zu vergreifen.
Montezuma winkte ab. Er befahl seine Sänfte. Guatemotzin keuchte hervor, er wolle sich von den Spaniern niederstoßen lassen, ehe er sich von der Stelle rührte.
Montezuma wiederholte eigensinnig den Befehl: die Sänfte, schnell, die Sänfte! Er blickte Guatemotzin zornig an: man halte es wohl nicht mehr für nötig, seinen Weisungen zu

gehorchen? Noch sei er der König, geheiligt, unantastbar, allgewaltig, der Herrscher auf dem Bergthron; es beliebe ihm, diesen Männern zu folgen, und niemand habe sich darüber aufzuhalten. Die Sänfte!
Der jüngere Neffe lief. Einer der Spanier begleitete ihn. Die Sänfte wurde gebracht. Montezuma tat ein paar Schritte. Erst jetzt spürte er die Eisen, plötzlich, schneidend; seine starr gespannten Gesichtszüge brachen ein und fielen übereinander. Er schrie leise auf. Und mit einem Male schüttelte er sich, er stampfte auf, er begann zu toben. Cortes brüllte die Eskorte an, die Leute stießen ihre Piken auf den Boden, und die Offiziere klirrten vor Aufregung mit den Waffen. Der Saal hallte von Lärm.
Cortes riß die Vorhänge der Sänfte zur Seite: vorwärts, man solle den Indianer hineinheben, schnell, aufnehmen die Sänfte! abmarschieren!
Die Spanier drängten sich dicht um die Sänfte; sie hatten blank gezogen und blickten aufmerksam unter den Helmen vor nach rechts und links. Sie waren froh, daß die Sache endlich ein Ende nahm; sie lachten und riefen laut durch die stillen Säle die Verbindungsposten an. Vor dem Ausgang ließ Cortes noch einen Augenblick die Sänfte absetzen. Er bat Montezuma, die notwendigen Befehle an die Stabträger zu geben, die vor dem Zuge herlaufen sollten. Der König lag mit zurückgelehntem Kopf in den Kissen. Seine schnabelscharfe Nase stach wie bei einem Kranken hervor. Der Führer der Leibwache wurde herangeführt. Montezuma flüsterte mit geschlossenen Augen, er wünsche die gewöhnliche Begleitung der dreihundert Stabträger.
Läufer rannten voraus und schlugen mit den Kiefernknüppeln auf die Menge ein. Die Stabträger gingen zu beiden Seiten des Zuges und hielten ihre goldenen Stäbe wie ein Gitter gegen das Volk, das, zur Erde gebückt, kaum die Füße der Vorbeieilenden sah. Dicht an die Sänfte ge-

drängt, hasteten die Spanier vorwärts; sie trieben die Träger unaufhörlich an und blickten sich zuweilen um. Cortes ritt am Schluß hinter den beiden Neffen Montezumas.
Auf dem Hofe des spanischen Quartiers stand die gesamte Mannschaft in Waffen angetreten. Cortes befahl, die Sänfte mit dem König in eins seiner Zimmer zu bringen. Die Tore wurden sogleich geschlossen, die Wache trat mit brennenden Lunten davor. Der Stückmeister Mesa eilte mit den Kanonieren an die Geschütze.
Die Sänfte wurde abgesetzt. Cortes ließ dem König die Ketten abnehmen. Er bot ihm seinen Arm und geleitete ihn zu einem Sessel. Ehrerbietig machte er ihn darauf aufmerksam, daß Seine Majestät ihren Kopfschmuck doch zurechtrücken möge. Montezuma griff nach der spitzen goldenen Blechmütze, die etwas schief im Nacken saß und schob sie grade.

Aus dem neuen Roman „Der Eroberer".

*

GOETHE SAGT

Gott begegnet sich immer selbst: Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Größten gering zu achten. Denn wenn der Größte ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, so zieht ihn der ärmste Hallore heraus. So göttlich ist die Welt eingerichtet, daß jeder an seiner Stelle, an seinem Ort, zu seiner Zeit alles übrige gleichwägt (balanciert).

*

Es schrieb jemand eine Abhandlung, worin er zeigte, daß Sophokles ein Christ gewesen. Das ist keineswegs zu verwundern, aber merkwürdig, daß das ganze Christentum nicht einen Sophokles hervorgebracht.

Aus „Goethes Gesprächen ohne die Gespräche mit Eckermann".

STEFAN ZWEIG / FOUCHÉS KAMPF MIT ROBESPIERRE

(1793)

Am 3. April erfährt Joseph Fouché, daß ihn der Wohlfahrtsausschuß zur Verantwortung nach Paris beordert hat, am 5. besteigt er den Reisewagen. Sechzehn dumpfe Schläge begleiten seine Abfahrt, sechzehn Schläge der Guillotine, die zum letztenmal in seinem Auftrag ihre scharfe Pflicht verrichtet. Und noch zwei allerletzte Verurteilungen werden an diesem Tage in Eile vorgenommen, zwei sehr sonderbare, denn die beiden Nachzügler des großen Massakers, die ihre Köpfe (nach dem jovialen Ausdruck der Zeit) in den Korb spucken müssen, wer sind sie? Niemand anders als der Scharfrichter von Lyon und sein Gehilfe. Eben dieselben, die im Auftrag der Reaktion Chalier und seine Freunde, die dann im Auftrag der Revolution die Reaktionäre zu Hunderten gleichmütig guillotinierten, sie kommen jetzt selbst unter das Messer. Welches Verbrechen man ihnen zuschreibt, kann man aus den Gerichtsakten mit bestem Willen nicht klar ersehen; wahrscheinlich werden sie nur geopfert, um den Nachfolgern Fouchés und der Nachwelt nicht allzuviel über Lyon zu erzählen. Tote verstehen am besten zu schweigen.

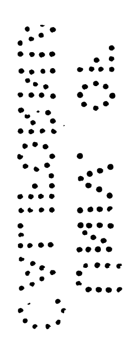
Dann rollt der Wagen. Fouché hat allerhand nachzudenken auf der Fahrt nach Paris. Immerhin, so mag er sich trösten, noch ist nichts verloren; er hat ja manche einflußreichen Freunde im Konvent, vor allem den großen Gegenspieler Robespierres, Danton: vielleicht wird es doch gelingen, den Furchtbaren in Schach zu halten. Aber wie kann er ahnen, Fouché, daß in diesen Schicksalsstunden der Revolution die Ereignisse viel rascher rollen als die Räder einer Postkutsche von Lyon nach Paris? Daß bereits seit zwei Tagen sein Intimus Chaumette im Gefängnis sitzt, daß das riesige Löwenhaupt Dantons gestern von Robespierre unter die

Guillotine gestoßen wurde, daß am gleichen Tage Condorcet, der geistige Führer der Rechten, hungernd in der Umgebung von Paris herumirrt und am nächsten Tage, um dem Gericht zu entgehen, sich vergiften wird? Sie alle hat ein einziger Mann gestürzt, und gerade dieser eine Mann, Robespierre, ist sein erbittertster, politischer Gegner. Erst abends am 8., in Paris angelangt, erfährt er den ganzen Umfang der Gefahr, der er in den Rachen gerannt. Weiß Gott, er wird wenig geschlafen haben, der Prokonsul Joseph Fouché, in dieser seiner ersten Nacht in Paris.

Am nächsten Morgen schon begibt er sich in den Konvent, ungeduldig die Eröffnung der Sitzung erwartend. Aber sonderbar, der weite Saal will sich durchaus nicht füllen, die Hälfte, ja mehr als die Hälfte der Plätze bleibt immer leer. Gewiß: eine Anzahl der Deputierten mag auf Missionen sein oder anderweitig verhindert, aber doch, welche gähnende Leere dort auf der Rechten, wo einst die Führer saßen, die Girondisten, die herrlichen Redner der Revolution! Wo sind sie hin? Die zweiundzwanzig kühnsten, Vergniaud, Brissot, Pethion, haben auf dem Schafott geendet oder durch Selbstmord oder wurden auf ihrer Flucht von Wölfen zerrissen. Dreiundsechzig ihrer Freunde, die die sie zu verteidigen wagten, hat die Majorität in den Bann getan – mit einem einzigen fürchterlichen Schlage hat Robespierre sich eines Hunderts seiner Gegner zur Rechten erledigt. Aber nicht minder energisch hat seine Faust in den eigenen Reihen auf dem „Berge“ zugeschlagen: Danton, Desmoulins, Chabot, Hébert, Fabre d'Églantine, Chaumette und zwei Dutzend andere, sie alle, die gegen seinen Willen, gegen seine dogmatische Eitelkeit sich auflehnten, er hat sie bis hinunter in die Kalkgrube gestoßen.
Alle hat dieser unscheinbare Mann beseitigt, dieser kleine magere Mann mit dem gallig fahlen Gesicht, der niedern

Pellegrini: Ludwig XVI. vor dem Nationalkonvent





zurückfliehenden Stirn, den kleinen wasserfarbenen, kurzsichtigen Augen, der Unscheinbare, lange von den Riesengestalten seiner Vorgänger verdeckt war. Aber die Sense der Zeit hat ihm den Weg freigemacht: Seit Mirabeau, Marat, Danton, Desmoulins, Vergniaud, Condorcet erledigt sind, also der Tribun, der Aufrührer, der Führer, der Schriftsteller, der Redner und der Denker der jungen Republik, ist er nun alles in einer Person, ihr Pontifex maximus, Diktator und Triumphator. Beunruhigt sieht Fouché auf seinen Gegner, um den sich mit zudringlichem Respekt jetzt alle servilen Deputierten drängen und der mit unerschütterlichem Gleichmut diese Huldigungen sich darbieten läßt; in seine „Tugend" gehüllt wie in einen Panzer, unnahbar, undurchdringlich, mustert mit seinem kurzsichtigen Blick der Unbestechliche die Arena im stolzen Bewußtsein, daß jetzt keiner mehr wider seinen Willen sich zu erheben wage.
Aber einer wagt es doch. Einer, der nichts mehr zu verlieren hat, Joseph Fouché, und verlangt das Wort zur Rechtfertigung seines Verhaltens in Lyon.

Dieses Verlangen nach Rechtfertigung vor dem Konvent ist eine Herausforderung des Wohlfahrtsausschusses, denn nicht der Konvent, sondern der Ausschuß hat von ihm Aufschluß gefordert. Er aber wendet sich als an die höhere, als an die eigentliche Instanz, an die Versammlung der Nation. Die Kühnheit dieses Anspruchs ist unverkennbar. Aber doch, der Präsident gibt ihm das Wort. Immerhin, Fouché ist nicht der erste beste, zu oft hat man seinen Namen genannt in diesem Saal, noch sind seine Verdienste, seine Berichte, seine Taten nicht vergessen. Fouché tritt auf die Tribüne und liest einen umständlichen Bericht. Die Versammlung hört zu, ohne ihn zu unterbrechen, ohne ein Zeichen des Beifalls oder des Mißfallens. Aber am Ende

der Rede rührt sich keine Hand. Denn der Konvent ist ängstlich geworden. Ein Jahr Guillotine hat alle diese Männer seelisch entmannt. Die einst frei ihrer Überzeugung sich hingaben wie einer Leidenschaft, die laut, kühn und offen sich in den Streit der Worte und Gesinnungen warfen, sie alle lieben nicht mehr, sich zu bekennen. Seit wie Polyphem der Henker in ihre Reihen greift, bald links, bald rechts, seit die Guillotine wie ein blauer Schatten hinter jedem ihrer Worte lastet, schweigen sie lieber, statt zu reden. Jeder duckt sich hinter den andern, jeder schielt nach rechts und links, ehe er eine Bewegung wagt, wie ein drükkender Nebel liegt die Angst grau auf ihren Gesichtern; und nichts erniedrigt den Menschen und besonders eine Masse von Menschen mehr als die Angst vor dem Unsichtbaren.
So wagen sie auch diesmal nicht eine Meinung. Nur keine Einmengung in die Domäne des Ausschusses, des unsichtbaren Tribunals! Die Rechtfertigung Fouchés, sie wird nicht abgelehnt, sie wird nicht angenommen, sondern einfach dem Ausschuß zur Prüfung überschickt; das heißt, sie landet an demselben Ufer, das Fouché so sorgfältig vermeiden wollte. Seine erste Schlacht ist verloren.

Nun fährt auch ihm die Furcht in den Nacken. Er hat sich zu weit vorgewagt, ohne das Gelände zu kennen: nun besser einen raschen Rückzug. Lieber kapitulieren, als allein gegen den Mächtigsten kämpfen. So beugt Fouché reumütig das Knie, so beugt er das Haupt. Denn noch am selben Abend begibt er sich in die Wohnung Robespierres, um sich mit ihm auszusprechen oder ehrlicher gesagt: um Pardon von ihm zu erbitten.
Bei dieser Besprechung ist niemand Zeuge gewesen. Nur ihr Ausgang ist bekannt, und man kann sie sich vorstellen aus der Analogie jenes Besuches, den Barras in seinen

Memoiren grauenhaft deutlich beschrieben. Auch Fouché muß wohl, ehe er die Holztreppe in dem kleinen Bürgerhause in der Rue Saint-Honoré emporsteigt, wo Robespierre seine Tugend und Armut ins Schaufenster stellt, das Examen der Wirtsleute bestehen, die ihren Gott und Mieter wie eine heilige Beute bewachten. Auch ihn wird wohl Robespierre, genau wie Barras, in dem kleinen engen, nur eitel mit den eigenen Bildern geschmückten Zimmer kaum zum Sitzen aufgefordert, sondern kalt aufrecht mit beabsichtigt verletzendem Hochmut wie einen erbärmlichen Verbrecher empfangen haben. Denn dieser Mann, der leidenschaftlich die Tugend liebt und ebenso leidenschaftlich und lasterhaft in seine eigene Tugend verliebt ist, kennt keine Nachsicht und Verzeihung für einen, der jemals anderer Meinung als er selbst gewesen. Unduldsam und fanatisch, ein Savonarola der Vernunft und der „Tugend", weist er jedes Paktieren, ja sogar jedes Kapitulieren seiner Gegner zurück; selbst dort, wo Politik gebieterisch zu Verständigung drängte, hemmt ihn seine Haßhärte und sein dogmatischer Stolz. Was immer Fouché Robespierre damals gesagt hat und sein Richter ihm geantwortet – nur dies weiß man: es war kein guter Empfang, sondern ein niederschmetterndes, ein unbarmherziges Herunterkanzeln, eine unverhüllte kalte Drohung, ein Todesurteil in effigie. Und der von Zorn bebend die Treppe der Rue Saint-Honoré hinuntergeht, gedemütigt, zurückgewiesen, bedroht, Joseph Fouché, er weiß, daß es nunab nur noch eine Rettung gibt für seinen Kopf: wenn der des andern, wenn der Robespierres eher als der seine in den Korb fällt. Krieg auf Tod und Leben ist erklärt. Der Zweikampf zwischen Robespierre und Fouché hat begonnen.

Dieser Zweikampf Robespierres und Fouchés gehört zu den spannendsten, zu den psychologisch erregendsten Epi-

soden der Revolutionsgeschichte. Beide klug, beide Politiker, haben sie doch beide, der Herausgeforderte wie der Herausfordernde einen Irrtum gemeinsam: sie unterschätzen lange einer den anderen, weil sie sich von früher zu kennen glauben. Für Fouché ist Robespierre noch immer der abgeschundene, dürre Advokat, der in seiner Provinz in Arras mit ihm zusammen im Klub kleine Scherze gemacht, der damals süßliche Verslein in der Art des Grécourt fabrizierte und dann die Versammlung von 1789 durch seine phraseusen Reden langweilte. Fouché hat nicht oder zu spät bemerkt, wie in zäher, beharrlicher Selbstarbeit und im Aufschwung der Aufgabe aus einem Demagogen Robespierre ein Staatsmann, aus einem geschmeidigen Intriganten ein präzis denkender Politiker, aus einem Rhetor ein Redner geworden ist. Fast immer steigert die Verantwortung den Menschen zur Größe: so ist Robespierre am Gefühl seiner Sendung gewachsen, denn er fühlt inmitten von gierigen Verdienern und lauten Schreiern die Rettung der Republik als die ihm allein vom Schicksal auferlegte Lebensaufgabe. Als heilige Mission für die Menschheit empfindet er die Notwendigkeit, gerade seine Konzeption der Republik, der Revolution, der Sittlichkeit und selbst der Göttlichkeit zu verwirklichen. Diese Starre Robespierres ist zugleich die Schönheit und die Schwäche seines Charakters. Denn berauscht von seiner eigenen Unbestechlichkeit, verzaubert in seine dogmatische Härte, betrachtet er jede andere Meinung als die seine nicht nur als andersartig, sondern als Verrat, und mit der frostigen Faust eines Ketzerrichters stößt er darum jeden Andersdenker als Ketzer auf den neuen Scheiterhaufen, die Guillotine. Zweifellos: eine große, eine reine Idee lebt in dem Robespierre von 1793. Aber besser gesagt, sie lebt nicht, sie ist erstarrt in ihm. Sie kann nicht völlig aus ihm heraus und er nicht völlig aus ihr (Schicksal aller dogmatischen Seelen), und

dieser Mangel an mitteilsamer Wärme, an hinreißender Humanität nimmt seiner Tat die wahrhaft zeugende Kraft. Nur in der Starre ist seine Stärke, nur in der Härte seine Kraft: das Diktatorische ist für ihn Sinn und Form seines Lebens geworden. So kann er sein Ich nur der Revolution aufprägen, oder es muß zerbrechen.
Ein solcher Mann duldet keinen Widerspruch, keine andere Meinung in geistigen Dingen, kein Nebenihm und noch weniger ein Gegenihn. Er kann Menschen nur ertragen, sofern sie spiegelhaft seine eigenen Anschauungen zurückwerfen, solange sie ihm Seelensklaven sind wie Saint-Just und Couthon; jeden andern scheidet die grimmige Lauge seines galligen Temperaments unerbittlich aus. Wehe aber denen, die nicht nur von seiner Meinung abwichen (auch diese hat er verfolgt), sondern sogar seinen Willen gekreuzt, die seine Unfehlbarkeit nicht geachtet haben. Das nun hat Joseph Fouché getan. Er hat niemals seinen Rat eingeholt, nie sich vor dem einstigen Freunde gebeugt; er ist auf den Bänken seiner Feinde gesessen, ist kühn über die von Robespierre gesetzten Grenzen eines mittleren, vorsichtigen Sozialismus hinausgegangen, indem er den Kommunismus predigte und den Atheismus. Aber bisher hat sich Robespierre nicht ernstlich mit ihm beschäftigt; Fouché schien ihm zu gering. Für ihn ist dieser Deputierte nichts anderes als der kleine Priesterlehrer, den er noch in der Soutane gekannt und dann als Brautwerber seiner Schwester, ein kleiner schäbiger Ehrgeizling, der seinem Gott und seiner Braut und allen Überzeugungen untreu geworden ist. Er verachtet ihn mit dem ganzen Gruppenhaß der Starre gegen die Biegsamkeit, der Unbedingtheit gegen die Erfolgsschleicherei, mit dem Mißtrauen der religiösen Natur gegen die profane; aber dieser Haß hat sich bisher noch nicht gegen die Person Fouchés bemüht, nur gegen die Gattung, deren Spielart er ist. Hochmütig hat er

ihn selbst bisher übersehen: wozu sich Mühe nehmen für einen solchen Intriganten, den man jederzeit unter dem Fuß zertreten kann? Nur weil er ihn so lange verachtet, hat bisher Robespierre Fouché nur beobachtet, aber nicht ernstlich bekämpft.

Jetzt erst bemerken beide, wie sehr einer den andern unterschätzt. Fouché erkennt die ungeheure Macht, die Robespierre in seiner Abwesenheit zugewachsen: alle Ämter sind ihm untertänig, die Armee, die Polizei, das Gericht, die Ausschüsse, der Konvent und die Jakobiner. Ihn zu bekämpfen, scheint aussichtslos. Aber Robespierre hat ihn zum Kampf gezwungen, und Fouché weiß, daß er verloren ist, wenn er nicht siegt. Immer kommt aus letzter Verzweiflung eine letzte Kraft, und so wirft er sich, zwei Schritte vom Abgrund, plötzlich dem Verfolger entgegen, wie ein Hirsch, bis zum äußersten gehetzt, aus einem letzten Dickicht den Jäger mit dem Mute der Verzweiflung anfällt.

Die ersten Feindseligkeiten eröffnet Robespierre. Nur eine Lektion will er dem Vorlauten zunächst erteilen, eine Warnung, einen Fußtritt. Anlaß dazu bietet jene berühmte Rede am 6. Mai, die alle Geistigen der Republik aufruft, „die Existenz eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit als lenkende Macht des Weltalls anzuerkennen". Nie hat Robespierre eine schönere, eine aufgeschwungenere Ansprache gehalten als diese, die er angeblich auf dem Landsitz Jean Jacques Rousseaus geschrieben: hier wird der Dogmatiker beinahe zum Dichter, der unklare Idealist zum Denker. Den Glauben vom Unglauben und andererseits vom Aberglauben zu trennen, eine Religion zu schaffen, die sich einerseits erhebt über das landläufige bilderanbetende Christentum und ebenso über den leeren Materialismus und Atheismus, also gleichfalls die Mitte zu be-

wahren, wie er es immer in allen geistigen Fragen versucht, das bildet die Grundidee seiner Ansprache, die trotz ihrer schwülstigen Phraseologie von aufrichtigem Ethos, von leidenschaftlichem Willen zur Erhebung der Menschheit erfüllt ist. Aber selbst in dieser oberen Sphäre kann er sich, der Ideologe, nicht vom Politischen befreien, selbst in die zeitlosen Gedanken mengt seine gallige, mißlaunige Rankune persönliche Angriffe. Gehässig erinnert er an die Toten, die er selbst auf die Guillotine gestoßen, und höhnt die Opfer seiner Politik, Danton und Chaumette, als verächtliche Beispiele der Unmoral und Gottlosigkeit. Und plötzlich, mit einem ins Herz treffenden Stoß, wirft er sich gegen den einzigen der Atheistenprediger, die seinen Zorn überlebt haben, gegen Joseph Fouché. „Sage uns doch, wer hat dir die Mission zugeteilt, dem Volke zu verkünden, es gebe keine Gottheit! Welche Vorteile siehst du darin, dem Menschen einzureden, eine blinde Gewalt bestimme sein Geschick, schlage ganz zufällig bald die Tugend und bald das Laster, und daß seine Seele nichts als dünner Atem wäre, der an der Pforte des Grabes erlischt! Unglückseliger Sophist, mit welchem Recht maßt du dir an, der Unschuld das Zepter der Vernunft zu entreißen, um es den Händen des Lasters zu überantworten? Der Natur einen Totenschleier überzuwerfen, das Unglück noch verzweifelter zu machen, das Verbrechen zu entlasten, die Tugend zu verdüstern und die Menschheit zu erniedern! ... Nur ein Verbrecher, verächtlich vor sich selbst und widerlich allen andern, kann glauben, die Natur vermöge uns nichts Schöneres zu schenken als das Nichts."
Grenzenloser Beifall umbraust die großartige Rede Robespierres. Mit einemmal fühlt sich der Konvent der Niederungen des täglichen Streites enthoben, und einstimmig beschließt er das von Robespierre vorgeschlagene Fest zu Ehren des höchsten Wesens. Nur Joseph Fouché bleibt

stumm und beißt die Lippen. Zu einem solchen Triumph des Gegners muß man schweigen. Er weiß, daß er sich offen mit diesem meisterlichen Rhetor nicht messen kann. Wortlos, blaß, nimmt er diese Schlappe in offener Versammlung hin, nur im Innern entschlossen, sich zu rächen und sie zu vergelten.

Einige Tage, einige Wochen hört man nichts von ihm. Robespierre meint ihn erledigt: der Fußtritt hat wohl für den Frechen genügt. Aber wenn man nichts sieht und nichts hört von Fouché, so ist es, weil er unterirdisch arbeitet, zäh, planhaft, maulwurfhaft. Er macht Besuche in den Komitees, er sucht Bekanntschaften unter den Abgeordneten, er ist freundlich, verbindlich zu den einzelnen Menschen und sucht jeden zu gewinnen. Am meisten tut er sich um bei den Jakobinern, wo das geschickte, geschmeidige Wort viel gilt und seine Leistung zu Lyon ihm ein paar Steine ins Brett geschoben. Niemand weiß deutlich, was er will, was er plant, was er vorhat, dieser vielgeschäftige, promenierende, überall Fäden spinnende, unscheinbare Mann.

Und plötzlich wird alles klar, unerwartet für alle und am unerwartetsten für Robespierre: denn am 18. Prairial wird mit großer Stimmeneinheit Joseph Fouché zum Präsidenten des Jakobinerklubs erwählt.

Aus dem soeben erschienenen Werk „Joseph Fouché“.

*

HUGO VON HOFMANNSTHAL / APHORISMEN

Die ahnende Jugend weiß die Welt mit Kräften erfüllt; aber es kommt ihr nicht bei, welche Rolle in der Welt die Schwäche in ihren verschiedenen Formen spielt.

Sind wir nicht am ärmsten, wo wir am gesichertsten sind, am reichsten, wo wir am gefährdetsten sind – kommt es nicht darauf an, immer aufs neue die Gefährdung aufzusuchen; ist nicht ein Hauch des Todes und der Verwesung um alle die Anstalten, in denen das Leben gegen den Mechanismus des Lebens hintangesetzt wird, den Ämtern, öffentlichen Schulen, dem gesicherten Funktionieren der Geistlichen usf.?

Les uns disent que non, les autres disent que oui: et moi je dis que oui et que non.

(Sganarelle über eine schwierige medizinische Frage.)
Molière, le médecin malgré lui

Es gibt so viele Arten von Zwanzigjährigen oder von Fünfzigjährigen, als es Arten von Freunden, Liebhabern oder Vätern gibt.

Bedenkt man, daß wiederholte sittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, sondern sogar zu einem höheren Leben emporsteigern –

Goethe

Wirklichkeit ist die Fable convenue der Philister.

Ein junger Ionier tritt in Athen in goldgesäumtem Purpurgewand auf. Man fragt ihn nach seiner Heimat, und er antwortet: „Ich bin reich."

Athenaios

Anekdote: Die reiche, schöne Witwe mit den drei Freiern. In einer kalten Nacht, als die drei Herren nach einem Souper bei ihr im Schlitten abfahren, die Frage: Has Lord Peto got his coat? Womit sie offenbart, welchem sie den Vorzug gibt.



Gott sagte: Ich war ein Schatz, den niemand kannte, und wollte bekannt werden. Da schuf ich den Menschen.

Jede wahrhaft große geistige Erscheinung ist übermenschlich und macht für den, der sich ihr hingibt, alles übrige entbehrlich, bis ans Ende der Zeiten; das ist die Wurzel der durch ein Individuum geoffenbarten Religionen und ihres Anspruches auf Orthodoxie.

Es ist nichts im Innern wesentlich, das nicht zugleich im Äußern wahrgenommen wird.

Wir haben im ganzen Leben, besonders in der Sphäre des geistigen Verkehrs, die unrichtige Angewohnheit, daß wir dem andern Menschen vieles von dem leihen, was uns eigen ist, ganz als müßte das so sein. Da sie nun außerdem ihr Eigenes vor uns erscheinen lassen, so entstehen, indem wir aus beiden Teilen eine Einheit zu schaffen suchen, eigentlich Monstra, ähnlich denen, die in einem winkligen Haus durch den Schein einer Laterne halb aus Schatten, halb aus wirklichen Gegenständen erzeugt werden. Es gibt keine nützlichere als auch schwierigere Operation, als dieses unbewußt Geliehene von der Erscheinung des anderen wieder abzuziehen. Erst dadurch aber machen wir begreifliche Menschen aus ihnen – oder kürzer ausgedrückt: Der Mensch glaubt die Menschen zu verstehen, wenn er zu einer vermuteten unbegrenzten Analogie mit seinem Selbst noch einiges diesem Selbst Widersprechende hinzuaddiert. Es ist Sache der Erfahrung, mit Menschen operieren zu können, die man sich vom Kern aus verschieden vom eigenen Selbst vorzustellen hat.

Die gefährlichste Sorte von Dummheit ist ein scharfer Verstand.

Die gefährlichsten unserer Vorurteile herrschen in uns selber gegen uns selber. Sie aufzulösen, ist das Schöpferische.

Geistige Deutsche werden schwer und spät zum eigentlichen Leben geboren; sie machen dann eine zweite Geburt durch, an der viele sterben.

Der Gegenwart entflieht, wer unter die Bauern geht. Der Bauer und die Gegenwart liegen in einem gesunden ewigen Streit, und über der Natur und den Sternen schwebt eine unverwelkliche Zeit, die nichts von der schalen Gegenwart weiß.

> Will meine Zeit mich bestreiten,
> Ich lass' es ruhig geschehen.
> Ich komme aus anderen Zeiten
> Und hoffe, in andre zu gehen.

Grillparzer

Goethe kann als Grundlage der Bildung eine ganze Kultur ersetzen.

Die Menschen verlangen, daß ein Dichtwerk sie anspreche, zu ihnen rede, sich mit ihnen gemein mache. Das tun die höheren Werke der Kunst nicht, ebensowenig als die Natur sich mit den Menschen gemein macht; sie ist da und führt den Menschen über sich hinaus – wenn er gesammelt und bereit dazu ist.

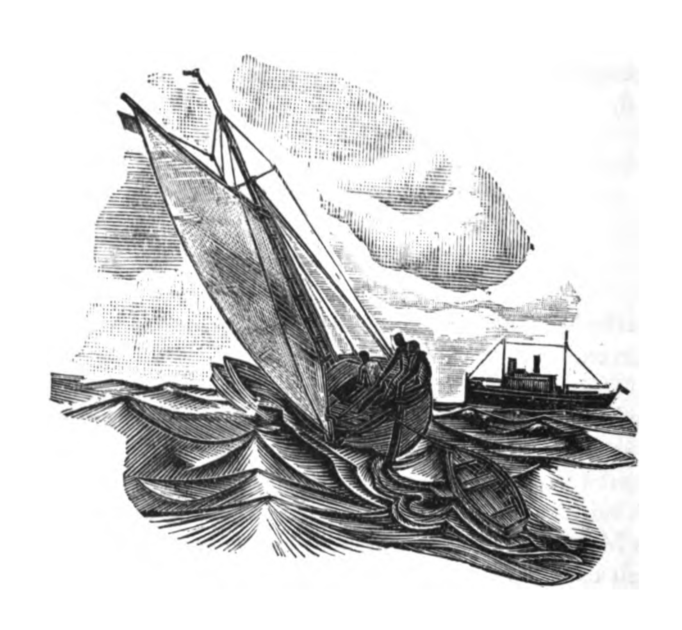
Der berühmte Autor lebt nur in einer anderen Form von Ungekanntheit als der Autor, von dem niemand redet.

Die reinste Poesie ist ein völliges Außer-sich-Sein, die vollkommenste Prosa ein völliges Zu-sich-Kommen. Das letztere ist vielleicht noch seltener als das erstere.

Nur von dem scheinbar ganz am Tag Liegenden, mit Händen zu Greifenden kann die hohe Wirkung des Geheimnisses ausgehen.

Herrliches Wort von Poussin, am Ende seines Lebens: Je n'ai rien négligé.

Aus dem „Buch der Freunde".



BÜCHER AUS DEM INSEL-VERLAG

Dieses Verzeichnis enthält eine Auswahl der wichtigsten Bücher. Vollständige Verlagsverzeichnisse sowie Sonderverzeichnisse einzelner Werke, der Insel-Bücherei und der Liebhaberausgaben sind durch jede gute Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

DICHTER UNSERER ZEIT

MARTIN ANDERSEN-NEXÖ: PELLE DER EROBERER. Roman. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. 20. Tausend. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier (1250 Seiten). In Leinen M 12.—.

ERNST BERTRAM: STRASSBURG. Ein Kreis Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— GEDICHTE. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M 5.—.

— DAS NORNENBUCH. Gedichte. In Pappband M 5.—.

— DER RHEIN. Ein Gedenkbuch. Gedichte. In Pappband M 6.—.

*RICHARD BILLINGER: GEDICHTE. In Pappband M 5.—.

— DAS PERCHTENSPIEL. Ein Tanz- und Zauberspiel vom törichten Bauern, von der Windsbraut und den Heiligen. Geheftet M 2.—; gebunden M 3.—.

HANS CAROSSA: EINE KINDHEIT. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

— VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

— RUMÄNISCHES TAGEBUCH (aus dem Weltkriege). 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DOKTOR BÜRGERS ENDE. Letzte Blätter eines Tagebuchs. Zweite Auflage. In Leinen M 3.50.

— GEDICHTE. Vierte, veränderte Auflage. In Leinen M 5.—.

— BUCH DES DANKES AN HANS CAROSSA. Mit Beiträgen von: *Paul Alverdes, Rudolf Bach, Ernst Bertram, Richard Billinger, Hans Brandenburg, Felix Braun, Ludwig Curtius, Willi Geiger, Wilhelm Hausenstein, Otto Heuschele, Hugo von Hofmannsthal, Katharina Kippenberg, Alfred Kubin, David Herbert Lawrence, Max Mell, Alfred Mombert, Ernst Penzoldt, Josef Ponten, Albrecht Schaeffer, Franz Schoenberner, Ludwig Strauß, W. E. Süskind, Regina Ullmann, Stefan Zweig*. Mit zwei Lichtdrucktafeln und einer Lithographie. In Leinen M 6.—.

THEODOR DÄUBLER: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. Neue, durchaus veränderte Genfer Ausgabe. Zwei Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 12.—.

*PIERRE DOMINIQUE: SEINE MAJESTÄT... Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 7.—. *Wenn Cervantes und Rabelais ihren kühnen Witz und überlegenen Humor zusammengelegt hätten: einen Kerl von großartigerer*

Spaßigkeit und heiterer Großartigkeit als diesen König von Korsika würden sie nicht haben erdichten können. Pierre Dominique, der diese Gestalt mit all ihrer Grandezza in einem Roman verdichtet hat, brauchte die Chronik nur in unwesentlichen Zügen zu ändern, um den bedeutenden Stoff abzurunden und zu pointieren. Dabei glückte ihm ein klangvoll ansprechendes Gleichnis von der Hinfälligkeit irdischer Majestät und von der Erhabenheit des unsterblichen — oder unpathetisch gesprochen: nicht umzubringenden Humors.

GEORGES DUHAMEL: GEWITTERNACHT. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Wilh. Friedmann.* In Leinen M 5.50.

LUC DURTAIN: IM VIERZIGSTEN STOCK. Drei Novellen. (Das Verbrechen von San Franzisko — Die Stadt nach der Idee — Auf dem Wolkenkratzer.) Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

LEONHARD FRANK: DAS OCHSENFURTER MÄNNERQUARTETT. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

— DIE RÄUBERBANDE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 6.—.

*— BRUDER UND SCHWESTER. Roman. In Leinen M 6.50.

— DIE URSACHE. Roman. 25. Tausend. In Leinen M 5.—.

*— DIE URSACHE. Drama in vier Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.—.

— KARL UND ANNA. Schauspiel in vier Akten. Geheftet M 2.50; gebunden M 3.50

RICHARD FRIEDENTHAL: MARIE REBSCHEIDER. Vier Novellen. In Leinen M 6.—.

*— DER EROBERER. Ein Cortes-Roman. In Leinen M 9.—.

JEAN GIRAUDOUX: BELLA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

— EGLANTINE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Efraim Frisch.* In Leinen M 5.50.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: GEDICHTE. In Leinen M 4.—; 500 Exemplare, mit einer Titelradierung von *Walter Tiemann,* in Halbleder M 8.—.

— DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 50. Tausend. In Leinen M 5.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. Geheftet M 2.—; in Pappband M 3.—.

*—BUCH DER FREUNDE. Tagebuchaufzeichnungen. Neue, aus dem Nachlaß vermehrte Ausgabe. Mit einem Nachwort von *Rudolf Alexander Schröder.* In Leinen M 5.—.
Dieses Buch zeigt in einer Sammlung von Aussprüchen, denen auch eigene Sentenzen untermischt sind, den hohen Umgang, den

der verewigte Dichter mit den erlauchtesten Geistern der Vergangenheit und Gegenwart gepflogen hat.

ALFRED ALOYSIUS HORN: ABENTEUER AN DER ELFENBEINKÜSTE. Herausgegeben von *Ethelreda Lewis.* Mit einem Vorwort von *John Galsworthy.* Übertragen von *Helen Fanta-Stutz.* In Leinen M 7.—.

RICARDA HUCH: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 18. Tausend. In Leinen M 8.50.

*— DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Neue Ausgabe in zwei Bänden. In Leinen M 18.—.
Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

— DER LETZTE SOMMER. Eine Erzählung in Briefen. 14. Tausend. In Leinen M 3.50.

— VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Achte Auflage. In Leinen M 7.—.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 19. Tausend. In Halbleinen M 6.—.

— MICHAEL BAKUNIN UND DIE ANARCHIE. 8. Tausend. In Leinen M 7.—.

— MICHAEL UNGER. Roman. 28. Tausend. In Leinen M 8.50.

*ALDOUS HUXLEY: PARALLELEN DER LIEBE. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Herberth E. Herlitschka.* In Leinen M 8.50.
„*Dieser Roman ohne Handlung ist eines der amüsantesten, geistreichsten Bücher der letzten Jahre, geschrieben von einem interessanten und unerhört gescheiten Kerl, geschrieben von einem, der um die letzten Schlupfwinkel der menschlichen Seele Bescheid weiß und mit lächelnder Unerbittlichkeit die tiefsten Wurzeln menschlichen Empfindens bloßlegt: die kleinen Eitelkeiten und Spielereien und Gewöhnlichkeiten, die sich romantisch als Leidenschaft, Begeisterung, Hingerissenheit, Sehnsucht zu drapieren wissen, all das komödiantenhafte Versteckenspielen mit seinem eigenen Herzen, die Hingabe an die Illusion beim Bewußtsein ihres illusionären Charakters.*“ *National-Zeitung, Basel.*

*HARRY GRAF KESSLER: NOTIZEN ÜBER MEXIKO. Dritte Auflage. In Leinen M 5.—.

*SELMA LAGERLÖF: GÖSTA BERLING. Erzählungen aus dem alten Wermland. Übertragen von *Mathilde Mann.* 53. Tausend. In Leinen M 6.50.
Eine sehr schöne neue Ausgabe (auf Dünndruckpapier) dieses unvergänglichen Buches.

DAVID HERBERT LAWRENCE: DIE FRAU, DIE DAVONRITT. Novellen. Aus dem Englischen übertragen von *Else Jaffe-Richthofen.* In Leinen M 7.—.

DAVID HERBERT LAWRENCE: DER REGENBOGEN. Roman. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

— SÖHNE UND LIEBHABER. Berechtigte Übertragung aus dem Englischen von *F. Franzius*. In Halbleinen M 7.—.

— LIEBENDE FRAUEN. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 8.50.

FRANÇOIS MAURIAC: DIE TAT DER THERESE DESQUEYROUX. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. In Leinen M 5.50.

*— SCHICKSALE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *G. Cramer*. In Leinen M 5.50.

ANDRÉ MAUROIS: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Roman. Aus dem Französischen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 5.50.

*HENRY DE MONTHERLANT: DIE TIERMENSCHEN. Roman. In Leinen M 7.—.

Dieser Roman handelt in Spanien und in der Provence, handelt von Kampf und Liebe. Montherlant ist eine in Frankreich einzigartige Erscheinung. Seine Prosa, die alle Kräfte in sich einbezieht, vom Erdhaft-Volkstümlichen, Animalischen bis zu den brokaten Prächten der Spätantike, erhebt sich zu großer dichterischer Gewalt. Das Buch ist zugleich ein hinreißend geschriebener moderner Roman und der Mythos einer neuen Vitalität.

PAUL MORAND: DER LEBENDE BUDDHA. Roman. Aus dem Französischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. In Leinen M 5.50.

*RALPH H. MOTTRAM: DER „SPANISCHE PACHTHOF“. Eine Roman-Trilogie. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Aus dem Englischen übertragen von *T. Francke*. (720 Seiten.) 12. Tausend. In Leinen M 12.—.

Dies ist der große Kriegsroman der Engländer, das Epos des Krieges.

*ERNST PENZOLDT: DER ARME CHATTERTON. Geschichte eines Wunderkindes. Roman. In Leinen M 6.—.

HENRIK PONTOPPIDAN: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von *Mathilde Mann*. Fünfte Auflage. In Leinen M 12.—.

RAINER MARIA RILKE: GESAMMELTE WERKE in sechs Bänden. In Leinen M 40.—; in Halbleder M 58.—.

— ERZÄHLUNGEN UND SKIZZEN AUS DER FRÜHZEIT. In Leinen M 8.—; in Halbleder M 11.—. Gleichzeitig Ergänzungsband der „Gesammelten Werke“.



*RAINER MARIA RILKE: BRIEFE AUS DEN JAHREN 1902 bis 1906. Herausgegeben von *Ruth Sieber-Rilke* und *Carl Sieber*. In der gleichen Ausstattung wie die „Gesammelten Werke". In Leinen M 7.50; in Halbleder M 10.—.

— ERSTE GEDICHTE. 19. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DIE FRÜHEN GEDICHTE. 23. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DAS BUCH DER BILDER. 28. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DIE NEUEN GEDICHTE. Beide Teile in einem Bande. 23. Tausend. In Leinen M 6.50.

— DAS STUNDEN-BUCH. 75. Tausend. In Halbleinen M 5.50.

— DIE SONETTE AN ORPHEUS. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Ouckama Knoop. In Pappband M 3.50.

— DUINESER ELEGIEN. In Leinen M 4.50.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 42. Tausend. In Leinen M 5.50.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 28. Tausend. In Leinen M 7.50.

— AUGUSTE RODIN. Mit 96 Bildtafeln. 48. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

— REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 12. Tausend. In Pappband M 3.—.

*ALBRECHT SCHAEFFER: GRIECHISCHE HELDENSAGEN. Nach den alten Quellen neu erzählt. Erste Folge. In Leinen M 6.—. Inhalt: Sisyfos und die Sisyfiden — Die Sagen von Herakles — Der Sagenkreis im Theseus — Meleagros und Atalante.

„Dieses Werk, die Rettung eines uns schon fast verlorenen Schatzes — verloren durch Trübung der Farben und Verschwankung aller Umrisse für unser verwandeltes Auge — bedeutet wirklich und wörtlich eine Zurückrufung in das Leben. Denn lebendig ist nur die Gegenwart, und eben dem gegenwärtigen Auge und Ohr und allen aufnehmenden Sinnen ist nun, was sie so lange schon entbehren mußten, durch die mit Leben durchströmende Liebe eines Dichters wieder zu einer die Seele nährenden Speise geworden."
Paul Alverdes.

— DER GOLDENE WAGEN. Legenden und Mythen. In Leinen M 6.50.
Inhalt: Hölderlins Heimgang — Die Wand — Jakobs Opferballade vom Gerechten — Bruderlegende — Chrysoforus — Abrahams Opfer.

— ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

ALBRECHT SCHAEFFER: DIE GESCHICHTE DER BRÜDER CHAMADE. Roman. In Leinen M 6.—.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 13. Tausend. In Leinen M 5.50.

— HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden. 12. Tausend. In Leinen M 18.—.

— HEROISCHE FAHRT. Gedichte. In Pappband M 5.—.

— JOSEF MONTFORT. Roman. 14. Tausend. In Leinen M 7.50.

*— KAISER KONSTANTIN. Eine Zeitwende. Roman. In Leinen M 6.—.

— MITTERNACHT. Zwölf Novellen. In Leinen M 6.—.

— PARZIVAL. Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 10.—.

— DAS PRISMA. Novellen und Erzählungen. 10. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50.

— DES APULEJUS sogenannter GOLDENER ESEL (Metamorphosen). In Leinen M 8.—.

KARL SCHEFFLER: DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. In Leinen M 8.50.

FRANZ SPUNDA: DER HEILIGE BERG ATHOS. Landschaft und Legende. Mit 40 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

OTTO FREIHERR VON TAUBE: DAS OPFERFEST. Roman. In Leinen M 8.—.

— DIE LÖWENPRANKES. Roman. In Halbleinen M 5.—.

— DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

FELIX TIMMERMANS: PIETER BRUEGEL. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DAS JESUSKIND IN FLANDERN. 21. Tausend. In Leinen M 7.—.

— PALLIETER. 29. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DAS LICHT IN DER LATERNE. Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. 15. Tausend. In Leinen M 7.—.

— DER PFARRER VOM BLÜHENDEN WEINBERG. Roman. 16. Tausend. In Leinen M 7.—.

PAUL VALÉRY: REDE BEI DER AUFNAHME IN DIE ACADÉMIE FRANÇAISE. Übertragen von *Erhard Schiffer*. Gebunden M 3 —.



PAUL VALÉRY: EUPALINOS ODER ÜBER DIE ARCHITEKTUR. Eingeleitet durch DIE SEELE UND DER TANZ. Übertragen von *Rainer Maria Rilke*. In Halbleinen M 6.—.

— HERR TESTE. Übertr. von *Max Rychner*. In Halbleinen M 5.—.

OSCAR WILDE: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Übertragen von *Franz Blei* und *Felix Paul Greve*. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von *Heinrich Vogeler-Worpswede*. 140. Tausend. In Halbleinen M 6.—; in Halbpergament M 8.—.

VIRGINIA WOOLF: EINE FRAU VON FÜNFZIG JAHREN (MRS. DALLOWAY). Aus dem Englischen übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Roman. In Leinen M. 6.50.

*— ORLANDO. Roman. Aus dem Englischen übertragen von *Karl Lerbs*. In Leinen M 7.—.

Virginia Woolfs Einfluß in England und Amerika ist heute ganz ungeheuer. Wer mit ihr nichts anzufangen weiß (und es ist vielleicht nicht ganz leicht, sie zu verstehen), der kann zu der gesamten modernen englischen Literatur nicht die richtige Stellung finden.
Hans B. Wagenseil in der „Neuen Rundschau“.

*STEFAN ZWEIG: JOSEPH FOUCHÉ. Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. In Leinen M 8.50.

— ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. 40.Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— AMOK. Novellen einer Leidenschaft. 65. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.

— VERWIRRUNG DER GEFÜHLE. Drei Novellen. 85. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 10.—.
Die drei Bände sind auch zusammen in einer Kassette unter dem Titel „DIE KETTE“ lieferbar zum Preise von in Leinen M 20.—.

— DREI MEISTER (Balzac — Dickens — Dostojewski). 30. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DER KAMPF MIT DEM DÄMON (Hölderlin — Kleist — Nietzsche). 32. Tausend. In Leinen M 8.—.

— DREI DICHTER IHRES LEBENS. (Casanova — Stendhal — Tolstoi). 20. Tausend. In Leinen M 8.—.

— MARCELINE DESBORDES-VALMORE. Das Lebensbild einer Dichterin. 10.Tausend. Mit 4 Lichtdrucktafeln. In Leinen M 6.50.

— JEREMIAS. Dramatische Dichtung in neun Bildern. 28. Tausend. In Leinen M 5.—.

— GESAMMELTE GEDICHTE. In Leinen M 6.50.

HONORÉ DE BALZAC: DIE MENSCHLICHE KOMÖDIE. Neue Ausgabe in zehn Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal.* Jeder Band in Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder 16.—.
Sonderverzeichnisse unberechnet.

— DIE TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von *Benno Rüttenauer.* In einem Bande auf Dünndruckpapier. 31. Tausend. In Leinen M 9.—; in Halbleder M 12.—; in Leder M 16.—.

GEORG BÜCHNER: WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von *Fritz Bergemann.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 9. Tausend. In Leinen M 7.—; in Leder M 14.—.

CHARLES DICKENS: WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von *Stefan Zweig.* Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben. Taschenausgabe in sechs Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 54.—.

Hiervon erschienen als Einzelausgaben (je in Leinen M 9.—):

— DAVID COPPERFIELD. 22. Tausend.

— DER RARITÄTENLADEN. 16. Tausend.

— DIE PICKWICKIER. 19. Tausend.

— MARTIN CHUZZLEWIT. 12. Tausend.

— NIKOLAUS NICKLEBY. 12. Tausend.

— OLIVER TWIST und WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN. 15. Tausend.

GOETHE: SÄMTLICHE WERKE in siebzehn Bänden. Herausgegeben von *Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn* und *Carl Schüddekopf.* Neue Ausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 150.—; in Leder M 290.—. *Diese Ausgabe kann nunmehr als die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben bezeichnet werden. Der Text umfaßt 15000 Seiten.*

Ergänzungsbände:

GOETHES BRIEFE UND TAGEBÜCHER. Herausgegeben von *Hans Gerhard Gräf.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 28. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 17.—.



*GOETHES GESPRÄCHE ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von *Flodoard Freiherrn von Biedermann*. Auf Dünndruckpapier in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

Es lag nahe, unseren Ausgaben der Briefe Goethes und seiner Gespräche mit Eckermann eine Ausgabe der Gespräche mit den vielen anderen Persönlichkeiten seines weiten Lebenskreises folgen zu lassen. Aus der vollständigen, seit Jahren vergriffenen Sammlung hat Flodoard von Biedermann eine, Gestalt und Wesen des Dichters spiegelnde, Auswahl zusammengestellt, er hat ihr aus dem Erträgnis der letzten Jahre viel Neues und Unbekanntes beigeben können und somit auf über 750 Seiten die lebendigste und anschaulichste Goethe-Biographie geschaffen, die sich nur denken läßt.

GOETHES WERKE in sechs Bänden (Volksgoethe). Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von *Erich Schmidt*. 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Leder M 38.—.

GOETHES FAUST. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. Enthaltend Urfaust, Fragment, Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 130. Tausend. In Leinen M 4.—; in Leder M 7.50.

GOETHES FARBENLEHRE. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. Mit 32 farbigen Tafeln. Eingeleitet von *Gunther Ipsen*. In Leinen M 12.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen *Goethes* und seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom *Goethe-Nationalmuseum*. (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 90.—.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

Ein vollständiges Verzeichnis aller im Insel-Verlag erschienenen Goethe-Bücher steht unberechnet zur Verfügung.

HEINRICH HEINE: SÄMTLICHE GEDICHTE. Herausgegeben von *Jonas Fränkel*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

*— TRAGÖDIEN — REISEBILDER — PROSADICHTUNGEN. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

Diese beiden Bände bilden Band I und II einer Ausgabe der sämtlichen Werke Heines in vier Bänden; Band III und IV werden 1930 erscheinen.

— BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 57. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 7.50.

HÖLDERLIN: SÄMTLICHE WERKE. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 17. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

— HYPERION ODER DER EREMIT IN GRIECHENLAND. Taschenausgabe. 11. Tausend. In Leinen M 3.50.

JENS PETER JACOBSEN: SÄMTLICHE WERKE in einem Bande auf Dünndruckpapier. Berechtigte Übertragung von *Mathilde Mann*, *Anka Matthiesen* und *Erich Mendelssohn*. Mit dem von *A. Helststedt* 1885 radierten Porträt. 33. Tausend. In Leinen M 8.50; in Leder M 14.—.

KANT: SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von *Felix Groß*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 45.—; in Leder M 80.—.

— KRITIK DER REINEN VERNUNFT. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 15. Tausend. In Leinen M 9.—.

HEINRICH VON KLEIST: SÄMTLICHE WERKE in einem Band auf Dünndruckpapier. Herausgegeben von *Friedrich Michael*. In Leinen M 10.—; in Leder M 18.—.

SCHILLER: SÄMTLICHE WERKE in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 50.—; in Leder M 90.—.

SCHOPENHAUER: SÄMTLICHE WERKE in fünf Bänden. Herausgegeben von *Ed. Grisebach*, *Max Brahn* und *Hans Henning*. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 40.—; in Leder M 75.—.

— APHORISMEN ZUR LEBENSWEISHEIT. Taschenausgabe. 39. Tausend. In Leinen M 4.—.

SHAKESPEARE: MEISTERDRAMEN in sechs Bänden. Ausgewählt und mit einem Vorwort versehen von *Max J. Wolff*. In Leinen M 28.—; in Halbleder M 38.—.

— SONETTE. Übertragen von *Eduard Saenger*. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

*FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): GESAMMELTE WERKE. Übertragen von *Arthur Schurig* und *Otto Freiherrn von Taube*. Taschenausgabe in 8 Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M 65.—; in Leder M 120.—.

Inhalt: Bd. I: Das Leben eines Sonderlings. — Bd. II: Von der Liebe. — Bd. III: Armance. — Bd. IV: Rot und Schwarz. — Bd. V: Lucien Leuwen. — Bd. VI: Die Kartause von Parma. — Bd. VII: Zwölf Novellen. — Bd. VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRI BEYLE): DAS LEBEN EINES SONDERLINGS. Die autobiographischen Fragmente, ergänzt durch Briefstellen, Aufzeichnungen. Dokumente. Übertragen von *Arthur Schurig*. 8. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

— VON DER LIEBE. Übertragen von *Arthur Schurig*. 16. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— ARMANCE. Stendhals erster Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 6.—; in Leder M 12.—.

— ROT UND SCHWARZ. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig*. 19. Tausend. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

*— LUCIEN LEUWEN. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.
Ein neues Werk von Stendhal; existierte doch dieser große Roman bisher nur als verstümmeltes Fragment; erst jetzt erscheint er, dreimal umfangreicher, nach dem soeben aus der Handschrift hergestellten vollständigen Text in deutscher Sprache.

— DIE KARTAUSE VON PARMA. Roman. Übertragen von *Otto Freiherrn von Taube*. 6. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 16.—.

— ZWÖLF NOVELLEN. Erinnerungen eines römischen Edelmannes — Vanina Vanini — Die Truhe — Der Liebestrank — Der Jude — Die Fürstin von Campobasso — Vittoria Accoramboni — Die Familie Cenci — Die Herzogin von Palliano — Die Äbtissin von Castro — Eine Klostertragödie — Schwester Scholastica. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

— GEDANKEN, MEINUNGEN, GESCHICHTEN aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute. Übertragen von *Arthur Schurig*. In Leinen M 8.—; in Leder M 15.—.

ADALBERT STIFTER: GESAMMELTE WERKE in fünf Bänden auf Dünndruckpapier. Eingeleitet von *Felix Braun*. In Leinen M 36.—; in Leder M 70.—.

Als Einzelausgaben erschienen (jeder Band in Leinen M 7.50):

— STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 21. Tausend.

— DER NACHSOMMER. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande. 15. Tausend.

— WITIKO. Roman. Vollständige Ausgabe. 8. Tausend.

— BUNTE STEINE. NACHLESE.

— AUS DEM ALTEN WIEN. Mit 28 Bildtafeln. Zweite Auflage.

THEODOR STORM: SÄMTLICHE WERKE in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von *Albert Köster*. 21. Tausend. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 45.—.

LEBENDE BÜCHER DER WELTLITERATUR

ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. In gegenübergestellter Ursprache und Übertragung. Herausgegeben von *Karl Wolfskehl* und *Friedrich von der Leyen*. Dritte Auflage. In Leinen M 7.50.

JOSEPH BÉDIER: DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Autorisierte Übertragung von *Rudolf G. Binding*. 18. Tausend. In Leinen M 6.—.

GIOVANNI DI BOCCACCIO: DAS DEKAMERON. Übertragung von *Albert Wesselski*, unter Neugestaltung der Gedichte von *Theodor Däubler*. Eingeleitet von *André Jolles*. Ungekürzte Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). 42. Tausend. In Leinen M 10.—; in Leder M 17.—.

BRILLAT-SAVARIN: PHYSIOLOGIE DES GESCHMACKS. In gekürzter Form übertragen von *Emil Ludwig*. Mit den Holzschnitten der französischen Ausgabe von 1864. Zweite Auflage. In Halbleinen M 5.—.

CERVANTES: DER SCHARFSINNIGE RITTER DON QUIXOTE VON DER MANCHA. Vollständige deutsche Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. Mit einem Essay von *Turgenjeff* und einem Nachwort von *André Jolles*. 15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 24.—.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit, aus dem Urtext übertragen von *Franz Kuhn*. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

GUSTAV FREYTAG: BILDER AUS DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT. Vollständige Ausgabe, mit Einführung, Anmerkungen und ausführlichem Personen-, Orts- und Sachverzeichnis herausgegeben von *Johannes Bühler*. Zwei Bände auf Dünndruckpapier (2400 Seiten). In Leinen M 15.—; in Leder M 28.—.

H. J. CHR. VON GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLIZISSIMUS. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.50; in Pergament M 14.—.

HERODOT: DAS GESCHICHTSWERK DES HERODOTOS VON HALIKARNASSOS. Neue Übertragung von *Theodor Braun*. Dünndruckausgabe in einem Bande. In Leinen M 12.—; in Leder M 18.—.

HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von *Rudolf Alexander Schröder*. 25. Tausend. In Leinen M 4.—.



GOTTFRIED KELLER: DER GRÜNE HEINRICH. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 21. Tausend. In Leinen M 5.—.

CHODERLOS DE LACLOS: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (LIAISONS DANGEREUSES). Übertragen und eingeleitet von *Heinrich Mann*. 9. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 8.—; in Leder M 14.—.

DIE RACHE DES JUNGEN MEH ODER DAS WUNDER DER ZWEITEN PFLAUMENBLÜTE. Aus dem Chinesischen übertragen von *Franz Kuhn*. Nach Art der chinesischen Blockbücher gedruckt, in Leinen M 7.50.

DER NIBELUNGEN NOT UND KUDRUN (Mittelhochdeutsch). Herausgegeben von *Eduard Sievers*. 7. Tausend. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 7.—.

ABBÉ PRÉVOST D'EXILES: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von *Rud. G. Binding*. Fünfte Auflage. In Leinen M 5.50. Illustrierte Ausgabe mit den 8 Kupfern von *J. J. Coiny* aus der Ausgabe von 1797, in Halbleder M 14.—.

ROUSSEAU: BEKENNTNISSE. Unverkürzt aus dem Französischen übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 10.—.

TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von *Martin Buber*. 11. Tausend. In Leinen M 4.—.

VOLTAIRES ERZÄHLUNGEN. Übertragen von *Ernst Hardt*. In Leinen M 7.50.

EMILE ZOLA: ROM. Roman. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande (1000 Seiten). In Leinen M 8.—.

MÄRCHEN, SAGEN UND LEGENDEN

HANS CHRISTIAN ANDERSEN: MÄRCHEN. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. Zwei Bände. 16. Tausend. In Leinen M 16.—.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von *Rudolf G. Binding*. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 22. Tausend. In Leinen M 6.50; in Schweinsleder M 16.—.

DIE MÄRCHEN DER BRÜDER GRIMM. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 10. Tausend. In Leinen M 12.—.

WILHELM HAUFF: MÄRCHEN. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen von *Carl Weidemeyer-Worpswede*. 8. Tausend. In Leinen M 6.—.

DER HEILIGEN LEBEN UND LEIDEN, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von *Severin Rüttgers.* Mit zahlreichen Holzschnitten. Halbpergament M 15.—.

TAUSEND UND EINE NACHT. DIE ERZÄHLUNGEN AUS DEN TAUSENDUNDEIN NÄCHTEN. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von *Enno Littmann.* Eingeleitet von *Hugo von Hofmannsthal.* In Leinen M 60.—; in Leder M 110.—.

DIE SCHÖNSTEN GESCHICHTEN AUS TAUSENDUNDEINER NACHT. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Halbleinen M 6.50; in Halbleder M 9.—.

TAUSEND UND EIN TAG. Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet von *Paul Ernst.* 7. Tausend. Zwei Bände in der Ausstattung der sechsbändigen Ausgabe von 1001 Nacht. In Leinen M 20.—; in Leder M 36.—.

KUNSTBÜCHER, LITERATURGESCHICHTE

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Mit 20 Porträts und Szenenbildern. 82. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.50.

ERNST REISINGER: GRIECHENLAND. Schilderungen deutscher Reisender. 15. Tausend. Mit 90 ganzseitigen Bildtafeln. In Halbleinen M 8.—.

KARL SCHEFFLER: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildtafeln. 12. Tausend. In Halbpergament M 12.—.

— ITALIEN. Mit 118 Bildtafeln. 15. Tausend. In Leinen M 16.—.

— DER GEIST DER GOTIK. Mit 103 Vollbildern. 45. Tausend. In Halbleinen M 7.50.

— PARIS. Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 16.—.

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER: DIE OSTERINSEL. Mit 23 Tafeln, 3 Karten und 3 Abbildungen im Text. In Leinen M 12.—.

GEORG STEINDORFF: DIE KUNST DER ÄGYPTER. Bauten — Plastik — Kunstgewerbe. Mit 200 ganzseitigen Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 14.—.

*TSUNEYOSHI TSUDZUMI: DIE KUNST JAPANS. Herausgegeben vom *Japan-Institut,* Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 125 Abbildungen (Großoktav). In Leinen M 22.—.



Zum erstenmal erscheint hier eine von einem Japaner in deutscher Sprache geschriebene Geschichte der gesamten japanischen Kunst. Tsudzumis Darstellung umfaßt die berühmte japanische Garten- und Topfpflanzenkunst, Kunstgewerbe, Architektur, Plastik und Malerei, Dichtkunst, Schauspiel, Tanz und Musik und verständlicht dadurch dem Europäer die ihm oft rätselhaft erscheinende große Kunst des ostasiatischen Inselvolkes.
Das Japan-Institut hat in Würdigung der Bedeutung des Buches den Verfasser bei der Herausgabe unterstützt. 125, oft ganzseitige Abbildungen sowie 8 farbige Tafeln veranschaulichen den Text und vervollständigen ein Bild der Kunst Japans, wie es in so umfassender Darstellung bisher noch nicht erschienen ist.

HERMANN UHDE-BERNAYS: ANSELM FEUERBACH. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden und Handzeichnungen *Feuerbachs.* 15. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMILE VERHAEREN: REMBRANDT. Übertragen von *Stefan Zweig.* Mit 96 Vollbildern nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen *Rembrandts.* 45. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

– RUBENS. Übertragen von *Stefan Zweig.* Mit 95 Vollbildern. 30. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

EMIL WALDMANN: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Drei Teile in einem Bande. Mit 240 Vollbildern nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M 14.—.

Einzeln erschienen:

– ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Bildtafeln nach Gemälden des Meisters. 24. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

– ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE. Mit 80 Bildtafeln. 20. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

– ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN. Mit 80 Bildtafeln. 20. Tausend. In Halbleinen M 4.—.

JOACHIM WINCKELMANN: KLEINE SCHRIFTEN UND BRIEFE. Herausgegeben von *Hermann Uhde-Bernays.* Zwei Bände. Mit 22 Bildtafeln. In Halbpergament M 18.—.

DEUTSCHE MEISTER

Herausgegeben von *Karl Scheffler* und *Curt Glaser*

(Großoktav)

ALBRECHT ALTDORFER. Von *Hans Tietze.* Mit 127 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

DIE ANFÄNGE DER TAFELMALEREI. Von *Wilhelm Worringer.* Mit 126 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

DEUTSCHE BILDHAUER DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS. Von *Hans Jantzen.* Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BILDHAUER DES VIERZEHNTEN JAHRHUNDERTS AM RHEIN UND IN SCHWABEN. Von *Hermann Beenken.* Mit 149 Abbildungen. In Leinen M 15.—.

LUKAS CRANACH. Von *Curt Glaser.* Mit 117 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

ALBRECHT DÜRER. Von *Max Friedländer.* Mit 115 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

HANS MULTSCHER. Von *Kurt Gerstenberg.* Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 18.—.

PHILIPP OTTO RUNGE. Sein Leben und sein Werk. Von *Paul Ferdinand Schmidt.* Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 10.—.

KARL FRIEDRICH SCHINKEL. Von *August Grisebach.* Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 10.—.

PETER VISCHER. Von *Simon Meller.* Mit 110 Abbildungen. In Leinen M 12.—.

BIOGRAPHIEEN, BRIEFE, MEMOIREN

LOU ANDREAS-SALOMÉ: RAINER MARIA RILKE. 7. Tausend. Mit 8 Bildtafeln. In Leinen M 6.—.

CLEMENS BRENTANO: FRÜHLINGSKRANZ. Aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Nachwort von *Paul Ernst.* Dritte Auflage. In Leinen M 6.—.

CAROLINENS LEBEN IN IHREN BRIEFEN. Herausgegeben von *Reinhard Buchwald*, eingeleitet von *Ricarda Huch.* Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

FERDINAND CORTES: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten *Cortes'* an *Kaiser Karl V.* Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von *Arthur Schurig.* 10. Tausend. In Leinen M 7.—.

EGON CONTE CORTI: DER AUFSTIEG DES HAUSES ROTHSCHILD. 1730—1830. Mit 24 Bildtafeln und einem Brieffaksimile. 11.—15. Tausend. In Leinen M 14.—.

— DAS HAUS ROTHSCHILD IN DER ZEIT SEINER BLÜTE. 1830—1871. Mit einem Ausblick in die neueste Zeit. Mit 30 Bildtafeln und einer Stammtafel. In Leinen M 14.—.
Beide Bände sind zusammen in Leinen für M 28.—, in Halbleder für M 36.— lieferbar.



DIE BRIEFE DER DIOTIMA: DIE BRIEFE DER DIOTIMA AN HÖLDERLIN. Herausgegeben von *Carl Viëtor*. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 20. Tausend. In Leinen M 4.50.

BRIEFE DER HERZOGIN ELISABETH CHARLOTTE (LISELOTTE) VON ORLEANS. Herausgegeben von *Hans F. Helmolt*. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 7.50.

DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. 12. Tausend. In Leinen M 7.—.

KATHARINA II. VON RUSSLAND: MEMOIREN. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von *Erich Boehme*. Mit 16 Bildnissen. 19. Tausend. In Leinen M 8.—.

*HENRI MASERS DE LATUDE: FÜNFUNDDREISSIG JAHRE IM KERKER. Denkwürdigkeiten und Briefe. Übertragen von *A. Ahues*. Mit 5 Bildtafeln und einem Plan der Bastille. In Leinen M 10.—.

„Keine Sage ist tragischer als die von dem Gefangenen Latude, keine erhebender als die von seiner Befreierin Frau Legros." Mit diesen Worten hat der große französische Historiker Michelet das berühmteste Opfer der tyrannischen Willkür des Ancien Régime, die zur Französischen Revolution führte, gekennzeichnet. Grausige und die gewöhnliche Menschenkraft weit übersteigende Qualen und Martern werden in diesem Buche geschildert, das unter den Memoirenwerken berühmter Gefangener seinesgleichen sucht.

HANS ROGER MADOL: DER SCHATTENKÖNIG. Das Leben Ludwigs XVII. von Frankreich und die Schicksale der Familie Naundorff-Bourbon. Mit 16 Bildtafeln und 5 Faksimiles. In Leinen M 12.—.

OSKAR FREIHERR VON MITIS: DAS LEBEN DES KRONPRINZEN RUDOLF. Mit Briefen und Schriften aus dessen Nachlaß. Mit 10 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 14.—.

NAPOLEONS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von *Friedrich Schulze*, übertragen von *Hedwig Lachmann*. Mit 19 Bildern. In Leinen M 7.50.

EDUARD SCHNEIDER: ELEONORA DUSE. Erinnerungen, Betrachtungen und Briefe. Übertragen von *Th. Mutzenbecher*. Mit 7 Bildern und einem Faksimile. 8. Tausend. In Leinen M 8.50.

ALEXANDER VON VILLERS: BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Ausgewählt und eingeleitet von *Wilhelm Weigand*. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 9.—.

WILHELMINE MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von *Annette Kolb*. Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 8.—.

MUSIK

ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage. Auf Grund der Ausgabe von *Gustav Wustmann* neu herausgegeben. In Pappband M 5.—; in Halbleder M 7.50.

ALTE UND NEUE LIEDER. MIT BILDERN UND WEISEN. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen von *Ludwig Richter*, *Otto Ubbelohde*, *Leopold Graf von Kalckreuth*, *Max Slevogt*, *Cecile Leo*, *Hans Meid*, *Schwind*, *Menzel* u. a. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 6.—.

DIE FAMILIE MENDELSSOHN, 1729—1847. Nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von *Sebastian Hensel*. Achtzehnte Auflage. Mit 20 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen M 16.—.

WOLFGANG AMADEUS MOZARTS LEBEN in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von *Albert Leitzmann*. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

*ROMAIN ROLLAND: BEETHOVENS MEISTERJAHRE (von der Eroica bis zur Appassionata). Mit 29 Abbildungen und einem Faksimile. In Leinen M 12.—.

„Noch einmal sollen meine Augen den Glanz der Sonne Beethovens schauen, und ich will aussprechen, was er uns und einem ganzen Jahrhundert gewesen ist. Heute verstehe ich es besser als vor Jahren, da ich ihm mein Jünglingslied sang." So schreibt Romain Rolland in der Einleitung zu diesem neuen Werk. Indem er das Leben Beethovens nach den Daten der Ereignisse in seinen Umrissen schildert, gibt er eine musikalische und menschliche Deutung der großen Werke. Im Wesen Beethovens, in den Gesetzen seines Schaffens erblickt Rolland ein Stück europäischer Geschichte, in Beethoven selbst den Kaiser und einsamen Helden im Gebiet der Töne. Das Buch ist mit größter Sorgfalt ausgestattet; es enthält eine Fülle der herrlichsten, zum Teil ganz unbekannten Bilder und das zum erstenmal originalgetreu faksimilierte Heiligenstädter Testament.

ARTHUR SCHURIG: WOLFGANG AMADE MOZART. Sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk. Mit 41 Bildtafeln und 3 Faksimiles. Zwei Bände. 9. Tausend. In Leinen M 18.—.

*CHARLES SANFORD TERRY: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Biographie. Mit einer Einleitung von Prof. D. Dr. *Karl Straube*. Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 15.—.

In dieser neuen Biographie Bachs wird die abschließende Darstellung von Bachs Lebensgang gegeben. Die Persönlichkeit des großen Meisters lag bisher unter der gewaltigen Last seiner Werke

derart begraben, daß auch leidenschaftliche Bach-Verehrer nur wenig von seinem eigentlichen Leben wissen. Die immer lebhafter werdenden Bestrebungen aber, Bach von der historischen Seite zu erfassen, finden nun ihren Abschluß in diesem Buche des Engländers Ch. Sanford Terry, der in den Archiven aller Städte, in denen Bach gelebt und gewirkt hat, eine Fülle neuen Materials entdecken konnte. Das Buch ist mit 55 Bildern geschmückt, die Bachs Umgebung von Anfang bis zum Ende seiner Laufbahn, viele Persönlichkeiten, mit denen sein Weg sich kreuzte, und Faksimiles aus seinen Werken wiedergeben.

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

*DEUTSCHE VERGANGENHEIT. Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von *Johannes Bühler*. Vollständig in neun Bänden, in Halbleinen M 75.—. Jeder Band einzeln, mit 16 Bildtafeln: in Halbleinen M 9.—; in Halbleder M 12.—.

Im Herbst 1929 ist mit dem Bande „Bauern, Bürger und Hansa" ein Werk vollendet worden, dem der Verfasser zehn Jahre hingebender und mühevoller Arbeit gewidmet hat und dem die besondere Liebe des Verlages gehört. Wie nie zuvor steigt das deutsche Mittelalter in diesen neun Bänden lebendig herauf. Seit die Menschheit fühlt, daß sie das Mittelalter verlassen hat, setzt sie sich unablässig mit ihm auseinander. So wichtig aber das Lesen von Büchern über das Mittelalter sein mag — nur die ernste Beschäftigung mit den Lebensäußerungen der einzelnen Epochen ermöglicht es dem Deutschen, sich ein eigenes Urteil über seine Vergangenheit zu bilden und ein persönliches Verhältnis dazu zu gewinnen. In Johannes Bühlers Werk nun fließt aus den zeitgenössischen Quellen die politische, soziale und Geistes-Geschichte des deutschen Volkes von seinen Anfängen bis an die Schwelle der neuen Zeit. „Ich wüßte keine bessere Einführung des gebildeten Deutschen in die Geschichte seines Volkes als die schlichten Anschaulichkeiten dieser Quellenauszüge", — so schrieb Prof. H. Hermelink in der Frankf. Zeitung.

Die politische Reihe:

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG.

DAS FRANKENREICH.

DIE SÄCHSISCHEN UND SALISCHEN KAISER.

DIE HOHENSTAUFEN.

Die kulturhistorische Reihe:

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER.

DEUTSCHES GEISTESLEBEN IM MITTELALTER.

ORDENSRITTER UND KIRCHENFÜRSTEN.

FÜRSTEN UND RITTER.

BAUERN, BÜRGER UND HANSA.

DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in reichem Ganzleinenband mit Goldschnitt M 4.50

WILLIBALD ALEXIS: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman.

BALZAC: DIE CHOUANS. Roman. Übertragen von *Johannes Schlaf.*

BALZAC: VATER GORIOT. Roman. Übertragen von *Gisela Etzel.*

CHARLES DE COSTER: ULENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von *Albert Wesselski.*

DANIEL DEFOE: ROBINSON CRUSOE. Nach der ältesten deutschen Übertragung.

DOSTOJEWSKI: DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen von *Karl Nötzel.* Drei Bände.

— DER DOPPELGÄNGER. Übertragung, ebenso wie die der folgenden Bände, von *H. Röhl.*

— NETOTSCHKA NJESWANOWA.

— SCHULD UND SÜHNE (Raskolnikow). Zwei Bände.

— DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN.

GUSTAVE FLAUBERT: FRAU BOVARY. Roman. Übertragen von *Arthur Schurig.*

— SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von *Arthur Schurig.*

LOUISE VON FRANÇOIS: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. Roman.

JENS PETER JACOBSEN: FRAU MARIE GRUBBE. Interieurs aus dem 17. Jahrhundert. Übertragen von *Mathilde Mann.*

— NIELS LYHNE. Roman. Übertragen von *Anka Matthiesen.*

GOTTFRIED KELLER: DAS SINNGEDICHT.



PROSPER MÉRIMÉE: DIE BARTHOLOMÄUSNACHT. Roman aus den Tagen Karls IX. Übertragen von *Gertrud Ouckama Knoop.*

HENRI MURGER: DIE BOHÊME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Übertragen von *Felix Paul Greve.*

SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert.

WALTER SCOTT: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von *August Schäfer.*

R. L. STEVENSON: DIE SCHATZINSEL. Ein Abenteurerroman Übertragen von *Franz Franzius.*

JONATHAN SWIFT: GULLIVERS REISEN. Vollständige Ausgabe, übertragen von *Franz Franzius.*

LEO N. TOLSTOI: ANNA KARENINA. Übertragen von *H. Röhl.* Zwei Bände.

— KRIEG UND FRIEDEN. Übertragen von *H. Röhl.* Vier Bände.

IWAN TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. Roman. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung.

FRIEDRICH THEODOR VISCHER: AUCH EINER. Eine Reisebekanntschaft. Roman.

EMILE ZOLA: DOKTOR PASCAL. Übertragen von *Ernst Hardt.*

LIEBHABER- UND FAKSIMILE-AUSGABEN

ILLUSTRIERTE BÜCHER

JOHANN SEBASTIAN BACH: DIE MATTHÄUS-PASSION. Faksimile-Ausgabe der Handschrift in zweifarbigem Lichtdruck. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzlederhandband M 100.—; in Halbpergament M 75.—.

— HOHE MESSE IN H-MOLL. Faksimile-Ausgabe der Handschrift. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren. In Ganzlederhandband M 100.—; in Halbpergament M 75.—.

BALZAC: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Mit den 425 Holzschnitten von *Gustave Doré,* gedruckt mit Galvanos, die von den Originalholzstöcken zur ersten französischen Ausgabe genommen wurden. Zwei Bände. In Leinen M 24.—; in Halbleder M 30.—.

DAS BLUMENBUCH. Zeichnungen von *Rudolf Koch*, in Holz geschnitten von *Fritz Kredel*. Die Handkolorierung besorgte *Emil Wöllner*, den Druck die Mainzer Presse in 1000 für den Handel bestimmten Exemplaren. Drei Teile. Bisher erschien Teil I. In Halbleinen M 30.—.

Einer genialen Laune verdanken wir dieses Werk, in dem auf etwa 300 Tafeln die gesamte Flora dargestellt sein wird, die vom Frühling bis zum Herbst unsere Wiesen schmückt. Die Einfalt und Schönheit der Blume konnte nicht rührender versinnbildlicht werden als in diesen schlichten, mit zarter Hand kolorierten Umrißzeichnungen.

GOTTFRIED AUGUST BÜRGER: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des *Freiherrn von Münchhausen*, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von *Gustave Doré*. 11. Tausend. In Halbleinen M 10.—; in Halbpergament M 14.—.

GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von *Bernhard Jolles*. Große Liebhaber-Ausgabe. Mit 24 Tafeln in Lichtdruck. 17. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Schweinsleder M 32.—.

GOETHE: ITALIENISCHE REISE. Mit den Zeichnungen Goethes und seiner Freunde und Kunstgenossen, in 125 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethenationalmuseum. (Folio.) In Halbleder M 60.—; in Leder M 80.—.

— DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von *Chodowiecki*. Siebente Auflage. In Pappband M 9.—; in Halbleder M 12.—.

*HEY-SPECKTER: HUNDERT FABELN FÜR KINDER. Von *Wilhelm Hey*. Mit den Bildern von *Otto Speckter*. In Leinen M 3.—.

Das berühmte Bilderbuch unserer Kinderzeit, mit den zum erstenmal wirklich originalgetreu wiedergegebenen Lithographieen Speckters, wird sich in dem reizvollen farbigen Gewande, das Walter Tiemann entworfen hat, auch jetzt wieder die Herzen der Kinder wie der Erwachsenen erobern.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DIE ÄGYPTISCHE HELENA. Einmalige Liebhaberausgabe in 200 numerierten Exemplaren, hergestellt als erster Druck der Mainzer Presse unter Leitung von *Christian Heinrich Kleukens*. In Halbpergament M 30.—.

— DER TOD DES TIZIAN. Zweifarbiger Handdruck der Cranach-Presse zu Weimar in 225 numerierten Exemplaren auf Büttenpapier, in Halbpergament M 30.—.



HUGO VON HOFMANNSTHAL: DREI ERZÄHLUNGEN. Mit 25 Zeichnungen von *Alfred Kubin*. Einmalige Auflage in 640 Exemplaren. In Leinen M 24.—.

DIE MANESSISCHE HANDSCHRIFT. Faksimile-Ausgabe des in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindlichen Originals in vielfarbigem Lichtdruck, in 320 numerierten Exemplaren. Mit Supplementband. In Mappen M 3300.—; in weißem Schweinslederhandband M 3500.—.

Sonderankündigungen stehen unberechnet, Probeblätter zum Preise von je M 15.— zur Verfügung.

HANS SACHS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen.) Mit 60 Holzschnitten nach *Dürer, Beham* u. a. 10. Tausend. Zwei Bände. In Halbleinen M 12.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden: in Halbpergament M 20.—; in Schweinsleder M 34.—.

SAINT-SIMON: DER HOF LUDWIGS XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des *Herzogs von Saint-Simon* herausgegeben von *Wilhelm Weigand*. Übertragen von *Arthur Schurig*. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. 11. Tausend. In Halbleder M 20.—; in Leder M 32.—.

DAVID FRIEDRICH STRAUSS: ULRICH VON HUTTEN. Neu herausgegeben von *Otto Clemen*. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 20.—; in weißem Schweinsleder M 32.—.

DIE DRUCKE DER ERNST-LUDWIG-PRESSE

SHAKESPEARE'S WORKS. Monumentalausgabe in 16 Bänden. Textrevision von Prof. Dr. *Friedrich Brie* in Freiburg i. Br. 250 Exemplare auf bestem Handpapier, von denen 150 in den Handel kommen. Preis jedes Bandes handgebunden: in Halbpergament M 80.– ; in Maroquin M 125.—.

Bisher sind Band I—V erschienen; die weiteren folgen in Abständen von je drei bis vier Monaten.

HARTMANN VON DER AUE: DER ARME HEINRICH. Gedruckt in 200 numerierten Exemplaren, von denen 100 für den Handel bestimmt sind. In Halbpergament M 35.—.

FRÜHE DEUTSCHE DICHTUNG. Den Text besorgte *Hans Naumann*. Hergestellt in 135 numerierten Exemplaren, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 75.—; in Maroquin M 120.—.

DER NIBELUNGE NOT. Mittelhochdeutsch. In zwei Bänden. 135 Abzüge, von denen 35 in den Handel gelangen. In Pergament M 150.—; in Maroquin M 240.—.

DER DOM

BÜCHER DEUTSCHER MYSTIK

Herausgegeben von *Hans Kayser*

Wie in den Domen aus Stein die Menschen ihre Herzen Gott entgegenheben, um sie mit seinem Licht zu erfüllen, so öffnen die Mystiker dieser Sammlung die Fenster ihres Ich der Unendlichkeit, um die Gottheit einzulassen, mit der so innig wie nur möglich zu verschmelzen ihr Ziel und ihre Sehnsucht ist. In einem großen Bogen umspannt der „Dom" acht Jahrhunderte deutscher Mystik von der Frühgotik bis zu der Romantik.

HILDEGARD VON BINGEN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Joh. Bühler*. In Halbpergament M 6.—.

MEISTER ECKHART: DEUTSCHE PREDIGTEN UND TRAKTATE. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 7.50.

JAN VAN RUISROECK: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT UND DIE KLEINEREN SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Friedrich M. Huebner*. In Halbpergament M 6.—.

HEINRICH SEUSE: DEUTSCHE SCHRIFTEN. Ausgewählt und übertragen von *Anton Gabele*. In Halbpergament M 6.—.

JOHANN TAULER: PREDIGTEN. In Auswahl übertragen und eingeleitet von *Leopold Naumann*. In Halbpergament M 6.—.

EINE DEUTSCHE THEOLOGIE. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von *Josef Bernhart*. 4.—6. Tausend. In Halbpergament M 6.—.

THEOPHRASTUS PARACELSUS: SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 7. Tausend. In Halbpergament M. 7.50.

JOHANNES KEPLER: KOSMISCHE HARMONIE. Auszugsweise übertragen von *W. Harburger*. In Halbpergament M 7.50.

JAKOB BÖHME: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von *Hans Kayser*. 7. Tausend. In Halbpergament M 7.50.

J. G. HAMANN: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Karl Widmaier*. In Halbpergament M 6.—.



FRANZ VON BAADER: SCHRIFTEN. Ausgewählt und herausgegeben von *Max Pulver*. In Halbpergament M 6.—.

GUSTAV TH. FECHNER: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet von *Max Fischer*. 7. Tausend. In Halbpergament M 6.—.

MYSTISCHE DICHTUNG AUS SIEBEN JAHRHUNDERTEN. Herausgegeben von *Friedrich Schulze-Maizier*. In Halbpergament M 7.50.

Die vollständige Reihe der 13 Bände wird zum Vorzugspreis von M 60.— geliefert.

DAS INSELSCHIFF

EINE ZEITSCHRIFT FÜR DIE FREUNDE DES INSEL-VERLAGES

Zehnter Jahrgang. Vier Hefte zum Preise von M 2.50;
in Leinen M 5.—.
Einzelheft 75 Pfennig.

Das „Inselschiff" unterrichtet fortlaufend über alle Neuerscheinungen und Pläne des Insel-Verlages.

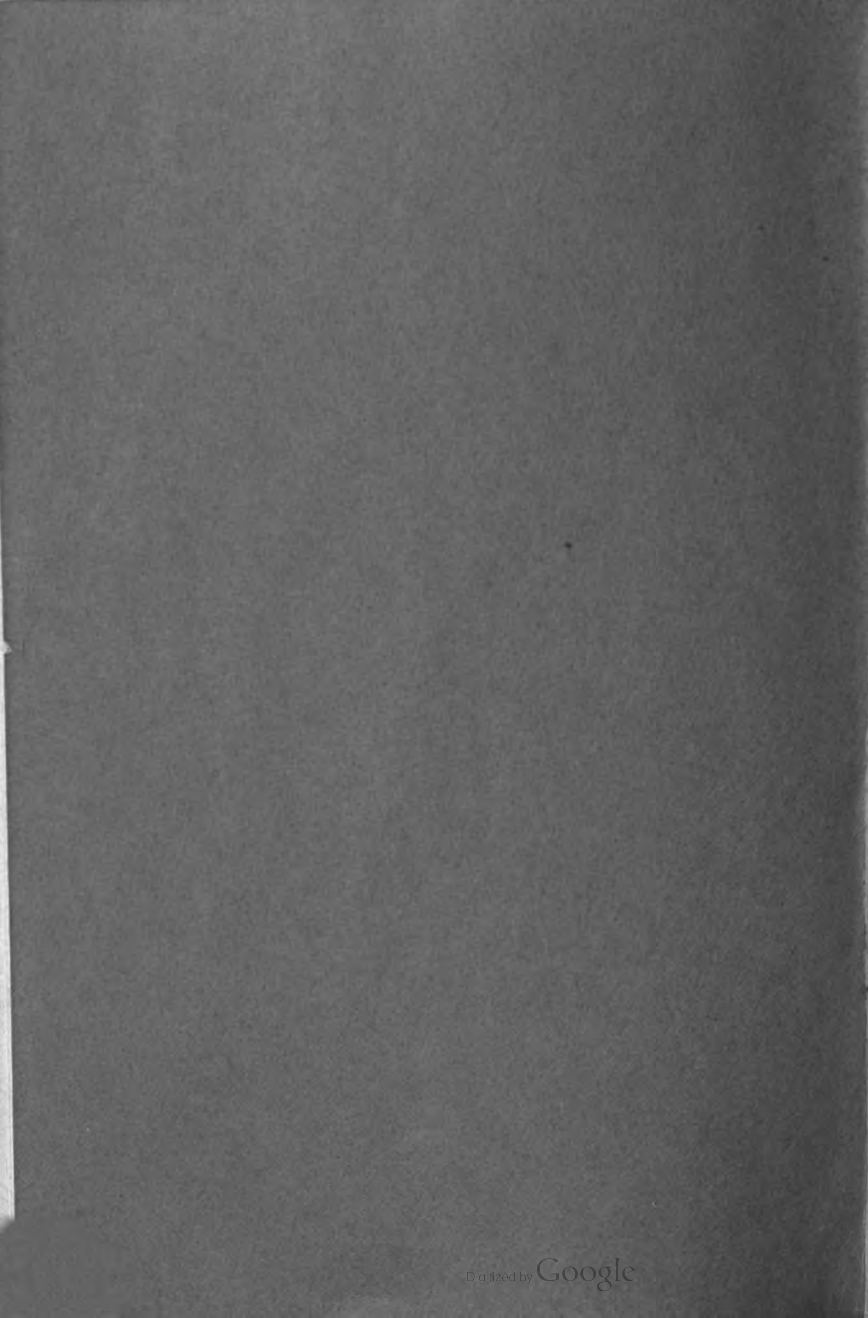
Der zehnte, soeben abgeschlossene Jahrgang brachte Beiträge von Paul Alverdes (Die Pfeiferstube), Ernst Bertram, Hans Carossa, S. D. Droshshin (Der deutsche Dichter Rainer Maria Rilke. Erinnerungen), Leonhard Frank, Ralph H. Mottram, Ernst Sander, Albrecht Schaeffer, Friedrich Schnack, Otto Freiherrn von Taube und anderen. Das erste Heft des neuen Jahrgangs, das Anfang Dezember erscheint, wird dem Andenken Hugo von Hofmannsthals gewidmet sein.

INHALT

DIE BILDER

Umschlag und Kalendarium zeichnete Emil Preetorius

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig


Digitized by Google



